Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).
29. Kaufingerstraße 29.

Rudolf von Gottschall,

Verschollene Größen.

Erster Band.



Rudolf von Gottschall,

Verschollene Größen.

Roman in drei Bänden.

Erster Band.

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.
1886.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Windsbraut und Wassernixe.

Ein einsamer Spaziergänger schritt über die Waldpfade; rings Blätterwehen und Blätterfall; denn ein heftiger Wind hatte sich erhoben und schüttelte die Kronenäste des Buchenwaldes.

Ueber dem Waldhügel lag eine aschgraue Wolke; selbst der Fluß, der im Sonnenschein so fröhlich aufleuchtete mit funkelnden Lichtern, schlich verdrossen durch's Thal. Von einem Hügel aus konnte der Blick des Wanderers weithin seinen Windungen folgen; wie anmuthig war sonst die Fernsicht, wenn man den letzten silbernen Schimmer erhaschte, der sich im blauen Duft verlor; heute alles grau in grau.

Der Spaziergänger, schlug jetzt den Weg ein, der ihn in ein Seitenthal führte: es war dies sein Lieblingsgang, denn ein großer Wiesengrund bildete,

das Thal, und an den Bergabhängen empor rauschten hochstämmige Buchen und silbern leuchtende Birken und hier und dort breitete eine Eiche ihr knorriges Geäst aus. Es waren malerische Baumgruppen, und er hatte ein Auge für alle Zeichnungen und Schattirungen der Natur. An einem schönen Herbsttage glich dieser Bergabhang mit seinem gelben, rothen und braunen Blätterschmuck einem bunten Prunkgewand, wenn der Sonnenschein darüber hinfunkelte; heute schien alle Farbe verblaßt und der Sturm rührte alles zusammen in eine graue wogende Masse und pflückte und rupfte an dem Gezweig, um es so rasch wie möglich in kahles, winterliches Reisig zu verwandeln. Wo ist die Blumenwelt der Wiese hin? Bald gänzlich verschollen. Kaum hier und dort noch ein schüchterner Augentrost, der mit seinen niedlichen Lippenblümchen aus dem Grase herausblickt; nur was dicke Köpfe oder Köpfchen hat, das hält noch aus im Herbsturm wie der Rainfarren mit seinen gelben Knöpfen, und einsam hebt dort die kahle Giftlilie, die Herbstzeitlose den fleischfarbenen Kelch.

Herbstlich war auch der Sinn des Wanderers gestimmt; mit einem trotzigen Behagen schritt er durch den Sturm, der ihm sein wallendes Gelock zerzauste und den rothgefütterten Mantel aufschlug, als wollte er einen Faustmantel ausbreiten.

„Diese Wege will ich täglich wandeln," sagte er zu sich selbst; „mag der Herbststurm um die Berglehne toben, mag der feuchte Nebel niederrieseln. Wenn die ganze Natur, so trüb, einsam schwermüthig ist . . . da ist mir wohl! Dieser Herbst gemahnt mich wie ein verschollener Frühling: alle schönen Blüten dahin, noch ein paar griesgrämige Blumen erinnern daran . . . der Wald ohne Lieder, die Wiese ohne Duft und rings das große Farbenspiel der Verwesung . . . die Blätter, denen der Herbst das grüne Feuer, den Lebensodem ausgesogen hat . . . rostbraun, lohgelb, von fahler Purpurfarbe: ein koketter Carneval der Blätter, die es den Blumen nachmachen wollen! Doch der Sturm lehrt ihnen Mores und fegt sie auf einen bunten Haufen zusammen. Da liegen sie, wie meine Hoffnungen, meine Erfolge. Nichts bleibt, als der große Gedanke der Vergänglichkeit und den will ich zu Ende denken bis ich selbst zu Ende gedacht bin; denn was sind wir anders, als flüchtige Gedanken der schöpferischen Natur!"

Er schlug jetzt den Pfad ein, der bergaufwärts führte. Gewaltig rauschten die hohen Laubbäume rings im Sturm; Aeste knickten und brachen; ein herabgebrochenes Eichenzweiglein blieb am Hute des Wanderes haften; er nahm es herab und betrachtete sinnend die gezackten Blätter.

„Das wäre so eine Art Kranz für mich; was soll ich damit? Heldenthaten hab' ich nicht vollbracht, die den Eichenkranz aus Thuisko's Hainen verdienen und der Lorbeer für die Dichter wächst nicht bei uns, wenn er auch bisweilen in Töpfen gezogen wird."

Er warf den Eichenzweig fort und stieg weiter den Berg hinan. Hier umsäumte den Pfad düsteres Nadelholz, im Winde knarrende und ächzende Kiefern. Oben auf der breiten Kuppe des Berges hatte der Sturm freies Spiel; da waren nur junge Anpflanzungen und weithin reihten sich Büsche von Haidekraut, die in flackernder Bewegung gespenstisch über den Boden zu huschen schienen. Ein wenig abwärts nach der Flußseite zu war im Laubversteck ein windstiller Platz: eine Bank mit freier Aussicht über den Fluß nach dem Städtchen, welches sich hoch auf dem Rücken eines Berges in scharfgeschnittener Zickzacklinie hinzog bis zu dem auf steilabfallenden Felsen sich erhebenden alten Schlosse. Eine leichte Helle schimmerte am Westhimmel . . . und in dieser zeichneten sich die Umrisse der Dächer der hervorragenden Gebäude und der Kirche ab, traumhaft wie eine Fata Morgana.

„Meine neue Heimath," sagte der Wanderer zu sich, „und wohl meine letzte Heimath. Einsam, ungekannt, nur mir selbst zu leben, das war längst

mein heißester Wunsch. Im Süden, in einem fremden Lande hofft' ich Ruhe zu finden; doch mir fehlte die heimathliche Erde unter meinen Füßen! Ein fröstelndes Unbehagen ergriff mich mitten in der sommerlichen Hitze der Riviera . . . es zog mich zurück. Es giebt ja so viele verschwiegene Winkel im Herzen Deutschlands . . . da kann man sich seine Einsiedelei bauen, seinen Gedanken nud Träumen nachhängen; da erinnert uns alles an unsere Kindheit an unsere Jugend. Jene fremden Menschen und fremden Sitten stören ein trauliches Erinnern; balsamischer mögen die Lüfte des Südens wehen, doch ein voller Athemzug erquickt nur die Brust, wenn die Luft der Heimath uns empfängt."

Sinnend sah er so nach dem Westhimmel . . . wie ein zündender Blitz fuhr ein Abendsonnenstrahl dort aus dem Gewölk, der in alle Dachlucken der oberen Stadt hineinleuchtete, den Wetterhähnen der Thürme ein goldiges Gefieder lieh und den Fluß unten in Brand zu stecken schien, daß er seine Wellen wie eine Kette von Rubinen durch das Thal schleifte.

„Vor Jahren wäre mir dieser Sonnenblick ein Zeichen der Verheißung gewesen; er hätte mein Herz mit der frohen Hoffnung erfüllt, irgend ein ungeahntes Glück werde aus den Wolken zu mir niedersteigen. Jetzt hab' ich selbst das Hoffen ver-

lernt, mein Sinnen ist nur rückwärts gewendet; seh' ich vorwärts, so ist all' mein Denken ein dunkles Messen der Entfernung bis zum Grabe, ein Zählen der Schritte, die zu ihm führen."

So in Gedanken verloren wurde der Träumer durch Schritte in seiner nächsten Nähe aufgeschreckt; offenbar suchte noch ein sterbliches Wesen Schutz gegen den Sturm an diesem geschützten Plätzchen . . . Die Stufen herab kamen zwei Damen; er sah nur die erstere: ein schlankes Mädchen mit gelöstem Haar, das mit den Gewändern um die Wette im Winde flatterte. Es war eine anmuthige Erscheinung: dunkel Augen und Haar, gebräunt das Gesicht, aber in ihrem ganzen Wesen ein feuriger Zug. Doch zu müssiger Betrachtung gönnte er sich keine Zeit: höflich grüßend erhob er sich und räumte das Feld; er wich angstvoll jeder Begegnung aus, er fürchtete sich vor der Berührung mit den Menschen. Diesmal indeß blieb in seinem Herzen ein leiser Rest von Mißvergnügen zurück; das junge Mädchen war ihm so anziehend vorgekommen, so ungewöhnlich in ihrem ganzen Wesen; er hätte sie doch näher betrachten, doch einige Worte mit ihr wechseln sollen. Sie hatte etwas Abenteuerliches . . . wie kam sie in diese kleinstädtische Umgebung? Unten wand sich der Pfad um den Aussichtshügel: da schimmerte eben noch ihr Kleid durch's Gezweig

und er hörte deutlich, wie sie mit schöner Stimme und mit einem gewissen Schwung einige Verse declamirte. Hörte er recht? Es waren ja die Verse aus Kinkel's Gedicht: „Die Windsbraut“:

Nun jagt sie mit ihm durch Wald und Meer,
Wild treibt sie vor sich die Schiffe her,
Zu brechen, was sinnend der Mensch erschuf,
Das ist ihr schauriger Beruf!

Des Waldes Stöhnen in Mitternacht,
Der Thurm, der prasselnd zu Boden kracht,
Des Schiffers grausiger Todeslaut:
Sie zeugen vom Grolle der Windesbraut.

Eine Freundin neuer Dichtung . . . das Herz wurde ihm schwer! Das war ja ein Sirenenlied für seine Ohren . . . eine immer drohende Gefahr für seine Ruhe. Das Mädchen liebte die Spaziergänge in Wind und Wetter, wie er selbst; er sah es voraus, daß er ihm häufig begegnen werde; wie unvermeidlich war solche Begegnung überhaupt in einer kleinen Stadt. Und jedesmal, wenn er ihr auswich, würde er ein Gefühl der Unbefriedigung niederkämpfen müssen; doch er beschloß fest zu sein in seinen Grundsätzen.

Eben verschlang ein heulender Windstoß die Verse, welche die feurige Schöne oben im Laubverstecke declamirte, und doch glaubte er noch immer den Wohllaut ihrer Stimme aus dem Tosen des Sturmes herauszuhören. Gewaltiger war dieser

geworden; Äste und Zweige knirschten, knickten und brachen; ein morscher Stamm stürzte mit dumpfem Dröhnen zur Erde. Der Spaziergang war fast zu einer Gefahr geworden . . . wie würde es den beiden Damen ergehen? Sollte er nicht zurückkehren, um ihnen seinen Schutz, seinen Arm anzubieten? Er zögerte und schwankte, doch nur einen Augenblick; er durfte nicht verweilen, nicht zurückkehren. Wenn er diese Ritterpflicht erfüllte, so gab er alles auf, was er zur Richtschnur seines Lebens gemacht hatte. Mochten sie sich allein durchkämpfen, jene Damen! Und war die eine nicht die Windsbraut selbst? Sie brauchte nur die Hand auszustrecken, um den Sturm zu beschwören. In der That, die unbekannte Schöne verwandelte sich in seineu Träumen in ein Märchenbild: sie fuhr einsam auf dem flatternden Gewölke; sie winkte und die Tannen stürzten und die Eichen brachen . . . und die Wipfel duckten sich und die Gebüsche krochen ängstlich zusammen . . . und mit einem aufblitzenden Strahle der Freude im dunklen Auge blickte sie auf das große Werk der Verwüstung. Und aus dem jagenden und hastenden Gewölk sah ein dunkel schönes Antlitz hervor, mit wallendem, schwarzem Gelocke, berückend, vorzaubernd.

Ein Erlenzweig, der losgebrochen ihm in's Gesicht schlug, zerstörte diese ganze Traumwelt . . . er merkte, daß er am Fuße des Berges angekommen

war; durch das offene Thal brauste der Sturm mit ungehinderter Macht. Der Wanderer mußte die Pausen benutzen, in welcher der Orkan gleichsam Athem holte, um vom Flecke zu kommen.

Als er dem Ufer des Flusses sich näherte, bemerkte er eine Menschenmenge, die sich an dem etwas erhöhten, mit Weiden besetzten Uferrand versammelt hatte.

Ihr hastiges Hinundher, ihr lebhaftes Geberdenspiel, das zwischen den wehenden Mänteln und Röcken, den flatternden Hut- und Haubenbändern der Frauen kenntlich blieb, deutete auf einen Unfall hin, der sich auf dem Flusse zugetragen haben mußte.

Von ferne sah der Wanderer, daß man zwei Mädchen trug, die man offenbar den Armen des Flußgottes entrissen hatte, und als er näher kam, begegnete er einem ungewöhnlichen Aufzug. Ein drittes Mädchen, mit feuchten, anklatschenden Kleidern, einen Schilfkranz im Haar, das in langen, nassen Strähnen herunterhing, schritt mit festem, siegesgewissen Gang einher: hinter ihr und an ihrer Seite eine erregte Menge, die ihr begeistert zu huldigen schien. Russige Arbeiter aus der nahen Maschinenfabrik machten Miene, das schlanke Mädchen auf ihren Armen zu tragen, Schiffer, die Ruderstangen auf den Schultern, gaben ihr wie

eine Ehrenwache mit festlichem Marschschritte das Geleite; Frauen und Mädchen streckten ihr mit freudigem Gruß die Arme entgegen, und als der gewaltigste Maschinenarbeiter, der wie Goliath seine schwarzen Kameraden überragte, seine mächtige Stimme, die den Sturm übertönte, zu einem Hochruf erhob, da tönte es von nah und fern, aus der sich ansammelnden Volksmenge kräftig wieder: „Hoch Lurline!“

Und Lurline, in deren wasserschweren Kleidern sich der Sturm verfing, dankte so huldvoll wie eine Fürstin, noch von der Treppe herab, die zur Restauration auf dem Hügel führte, wohin man ihre Gefährtinnen bereits gebracht hatte.

Dem Fragenden ward rascher Bescheid: Lurline war des Bademeisters Pflegekind; sie hatte ihren Geburtstag mit zwei Freundinnen auf einer kleinen Insel gefeiert, zu welcher sie dieselben hingerudert. Da hatte sich allmählich der Sturm erhoben; er bedrohte die Rückfahrt; doch sie war nothwendig, denn die öde Weiden- und Wieseninsel bot kein schützendes Dach für die Nacht. Und was war zu fürchten, wenn Lurline das Steuer führte, die beste Schwimmerin und Taucherin weit umher, die Wassernixe? So wagten sich die Mädchen in den Sturm hinaus; doch wie auch Lurline das Ruder und Steuer handhabte, das Boot schlug um. Da

rettete sie mit eigener Lebensgefahr die Freundinnen, des Gärtners Lore und des Bleichers Rosa, aus den Wellen; denn daß sie trotz ihres ohnmachtähnlichen Zustandes gerettet seien, hatte jetzt der kundige Heilkünstler, der gleich in der Nähe war, der Barbier Rosemann, nach kurzer Untersuchung der lauschenden Menge verkündet . . . und so führte man die Retterin im Triumpfe dahin . . . wer bewunderte nicht die Wasserkönigin Lurline?

Es war nicht mehr weit von der hochgelegenen Restauration „Zum Tannenberge", in der sich die Menge zusammendrängte, bis zur Villa, die der fremde Ansiedler in der kleinen Stadt sich gekauft hatte. Sie lag in der Neustadt im Thale unten, und aus ihren Fenstern sah man hinauf zu den Dächern und Thürmen der Altstadt, die sich malerisch auf dem Höhenzuge lagerte, der im Schloßberg so steil abfiel. Rings umgab die Villa ein Garten . . . doch keiner jener frierenden Gärten, mit den neuen Anlagen, den hoffnungsvollen Schößlingen, bei denen man sich über jede neue Laubknospe zu freuen ein Recht hat, sondern ein Garten mit hohen Bäumen und schattigen Plätzen, der hier einem daranstreifenden Gehölze abgewonnen war Herbstlaub raschelte auf den Wegen, die zur Veranda führten und der Sturm umrauschte die Villa, indem

er reiche Nahrung für seine Tobsucht in den Erlen- und Lindenkronen fand, die sie umgaben.

Ueber so viele Erlebnisse, wie sie lange Zeit nicht seinen Lebenspfad gekreuzt, hatte der Besitzer dieser Villa nachzusinnen, als er beim Schein der einsamen Lampe in seinem Studirzimmer saß und die Windsbraut an den Fenstern rütteln und an die Thüre pochen hörte.

„O wär' es jene Schöne vom Berge," dachte er in seinen stillen Gedanken und Träumen, die sich nicht emporwagten zu jener Höhe, wo das richtende Gewissen saß, um sie zu verurtheilen; denn er hatte es sich gelobt: einsam solle sein Leben bleiben!

Zweites Kapitel.

Die Wißbegierigen.

In jedem wohlorganisirten Städtchen erweckt es ein berechtigtes Gefühl des Unbehagens, wenn sich ein Fremder, ohne jede Beziehung zu den ansässigen Familien, in den Verband der Gemeinde eindrängt. Er gilt mehr oder weniger als ein „Pfahl im Fleische", so lange er der Neugierde der Städter und Städterinnen ein schwer lösbares Räthsel aufgiebt. Alles ist gegen ihn verschworen; Alles lauert ihm auf; Alles zerrt an dem Mantel

des Incognitos, in den er sich hüllt. Und dazu bedarf es keiner Verabredung, keiner planmäßigen Verschwörung, keines wohlerwogenen Feldzugplanes; jeder sucht auf andere Weise das Ziel zu erreichen. Alle folgen dem Instincte, dem dunklen Triebe der Nothwehr, welcher ja auch die baulustigen Insecten zur Abwehr gegen jeden fremden Eindringling in ihren inneren Haushalt anreizt. Von der Bürgermeisterin bis zur Besenbinderin gab es im ganzen Städtchen kein weibliches Wesen, dem in schlummerlosen Nächten der geheimnißvolle Fremde nicht wie ein Alp auf der Seele läge.

Wer war dieser Friedrich Sanders, der seit mehreren Wochen die Villa des verstorbenen Majors gekauft hatte? Die polizeiliche Anmeldung ergab nur ungenügende Resultate: ein Rentier, der zuletzt in Italien gelebt! Was suchte er hier in Lohrstein? Bei keinem der Honoratioren hatte er einen Besuch gemacht; in keine der Gesellschaften war er eingetreten, und es gab deren so viele; denn allerlei Spaltungen und Zerklüftungen hatten stets neue Austritte zur Folge und die Secessionisten bildeten wieder neue Vereine. Es war wie bei den Polypen: jedes abgeschnittene Stück beginnt ein selbständiges Leben. Doch so groß die Auswahl war: bei keinem dieser Kränzchen hatte Friedrich Sanders sich angemeldet.

Ebensowenig zeigte er sich im Rathskeller, wo doch zu bestimmten Stunden die officielle und souveräne Weisheit des Städtchens versammelt war. Hier wurden neben den Weltbegebenheiten auch alle wichtigen städtischen Ereignisse besprochen: Friedrich Sanders nahm in letzter Zeit den Löwenantheil des allgemeinen Interesses in Anspruch. So wurde auch sein Name hier unten viel genannt. Die Senatoren . . . die Herren des Rathes hatten von altersher diesen klassischen Titel und so erhielt auch der Rathskeller den Beinamen: „Capitol", da sich die Senatoren häufiger in diesen Substructionen aufhielten, als oben im Tempel . . . sie flüsterten sich vertrauliche Vermuthungen über Friedrich Sanders zu oder klappten im Eifer mit den Bierglasdeckeln, aus Aerger über die Unergründlichkeit dieses Individuums, welches jetzt alle Vorrechte eines Mitgliedes der städtischen Gemeinde genoß; ja der nervöseste unter den versammelten Vätern der Stadt, der Besitzer einer Kratzenfabrik, deren fortwährendes Summen, Surren und Schwirren seinem Nervensystem einen tödtlichen Stoß gegeben hatte, glaubte, so oft sich die Thüre des Rathskellers öffnete, Herrn Friedrich Sanders in leibhafter Gestalt eintreten zu sehen und befand sich deshalb in einer fortwährenden Aufregung. Einmal mußte es doch geschehen

. . . diesen Glauben vermochte keine Enttäuschung zu erschüttern.

In so ausdauernder Ueberzeugung mochte er mit Fournier wetteifern, dem großen Verkünder des Evangeliums der Phalanstère, der jeden Mittag Jahre hindurch den Eintritt des Millionärs erwartete, der ihm das Geld zur Begründung seiner welterlösenden Kaserne brächte; denn er hatte dazu aufgefordert und den Besuch des Gesellschaftsretters um diese Stunde annehmeu wollen. Alles vergeblich! Kein magnetischer Zauber einer so riesenstarken Willenskraft vermochte den großen Unbekannten mit dem großen Herzen und dem großen Geldbeutel herbeizuhexen.

Die Senatoren des Städtchens waren meistens Familienväter und hatten eine besonders empfindliche Seite: heirathsfähige Töchter. Der Besitzer einer so stattlichen Villa berührte auch diese Seite und beschäftigte ihre Gedanken. Sanders war unverheirathet, mindestens schien es so; denn wie der Bürgermeister mit Recht bemerkte, einem Menschen mit wallendem Haupthaar und rothgefüttertem Mantel könne man wohl zutrauen, daß er noch irgendwo eine Frau sitzen habe, um die er sich nicht weiter kümmere. Gegen diese Annahme, die wie Mehlthau auf so viele schöne Hoffnungen fiel, sträubten sich die anderen, und der Kratzenfabrikant

machte darauf aufmerksam, daß Sanders durchaus nicht den Eindruck eines Ehemannes mache, obschon er wohl über vierzig Jahre hinaus sein müsse; sie alle wüßten ja, welches gesetzte Wesen ein Ehemann annehme und Sanders erscheine trotz seines schönen Grundstückes stets wie ein Vagabond. Hier nickten fast alle zustimmend; denn alle fühlten sich als solide Männer, denen der Ehestand zu besonderem Segen gereicht hatte.

Während man in den maßgebenden Kreisen der Stadt weisen Rathes pflog, entschloß sich die jüngere Welt, zu handeln und Entdeckungsreisen in das unbekannte Gebiet anzutreten, wo Sanders als Hinterwäldler sein Blockhaus aufgerichtet hatte. Der Kunstgärtner Meisel sollte einige Aenderungen in den Anlagen des Gartens vornehmen; er war also der Glückliche, der mit jener geheimnißvollen Villa in nähere Beziehung trat. Seine Tochter Lore, die sich von dem Unfall im Wasser vollkommen wieder erholt hatte, mißtraute indeß nicht ohne Grund dem Scharfblick ihres Vaters, der nur auf die Krümmung der eben anzulegenden Wege, auf die Laubschattirung neuer Anpflanzungen und ähnliche unfruchtbare Dinge sein Augenmerk richten und sich um die Villa selbst und ihren Besitzer gar nicht kümmern werde. So ließ sie sich von dem Vater einen Auftrag geben, eine Anfrage wegen der Zeit,

wann es Herrn Sanders am angenehmsten wäre, die Verschönerung des Gartens mit ihm zu berathen. So ausgerüstet begab sich Lore Meisel auf den Weg; sie war ein keckes Mädchen mit einem herausfordernden Stumpfnäschen und nicht minder herausfordernden Augen. Keine Kokette, geübt im Federballspiel der Blicke, sondern ein Naturkind, das seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte. Seitdem Lurline sie aus dem Wasser gezogen hatte, kam sie sich noch besonders interessant vor als Heldin eines Abenteuers, und sie schritt um so siegesgewisser durch die Straßen. Wie viele hatten sie als Wasserleiche gesehen . . . wenn sie auch nachher wieder zum Leben erweckt wurde . . . sie mußte doch auf die Gemüther der Menschen großen Eindruck gemacht haben.

Sie klingelte an der äußeren Gartenthüre der Villa . . . zunächst ohne andern Erfolg, als daß zur Rechten und zur Linken der kleinen Vortreppe des Landhauses zwei Hunde aus ihren eleganten Hundehütten herausfuhren, echte Kettenhunde, die ein wüthendes Gebell ausstießen.

Ein abermaliges Klingeln hatte zur Folge, daß sich die Hausthüre öffnete und eine Frau in mittleren Jahren mit einem brünetten Gesicht, markirten Zügen, dunklen Augen und Haaren heraustrat, die Hunde zu beschwichtigen suchte und dann

nicht gerade mit entgegenkommender Freundlichkeit die Gartenthüre öffnete. Sie verstand mit Mühe, was Lore wünschte; denn sie war der deutschen Sprache wenig mächtig, eine Italienerin, welche Sanders, weil sie ihn in einer Krankheit treu gepflegt und weil er sich überhaupt an sie gewöhnt, nach Deutschland mitgenommen hatte. Lore nahm eine wichtige Miene an und wünschte durchaus den Hausherrn selbst zu sprechen. Es gelang ihr auch in das Studierzimmer des Herrn Sanders eingeführt zu werden und den merkwürdigen Mann, von dem die ganze Stadt sprach, Aug' in Aug' zu sehen. Diese Begegnung suchte sie nach Kräften auszubeuten: sie hatte sich für ihre nichtssagende Anfrage eine lange Einleitung ausgearbeitet, die sie mit großer Keckheit vortrug. Dabei ließ sie ihre Blicke im Zimmer umherschweifen und prägte sich mit peinlicher Sorgfalt alle Gegenstände desselben ein, um darüber Bericht erstatten zu können.

Herrn Sanders selbst hatte sie rasch sortirt: er gehört in die Schublade der Künstler, der Maler oder ähnlicher Personen. So ungefähr hatte der Tourist ausgesehen, der sie bei einem Spaziergange getroffen und ohne Weiteres in sein Album eingezeichnet hatte; er bat sie nur auf dem Felsen Platz zu nehmen, und nach einer Kirchthurmspitze in der Ferne zu sehen. Sie war sehr erstaunt,

über ihr eigenes allerliebstes Profil; das schien ihr wenigstens selbst so: ihr Näschen gefiel ihr ungemein; es sah auf dem Bilde so apart aus und wenn sie demselben bei einer anderen Person begegnet wäre, so würde diese augenblicklich ihre vollsten Sympathien erworben haben; denn diese mußte ein so keck sich vordrängendes Wesen besitzen, wie es ihr selbst eigen war.

Jenem Zeichner sah Herr Sanders ähnlich; er hatte dieselben langen dunklen Haare von jener eigenthümlichen Verworrenheit, welche für ein Vorrecht des Genies gilt: nur war er schlanker von Gestalt und schien älter zu sein; mochte es an der Beleuchtung liegen, seine Züge hatten etwas Verwittertes; nur bei seinen großen blauen Augen verweilte Lore's prüfender Bick mit einiger Befriedigung; sie schauten so schwärmerisch drein und in ihrem Kontrast zu den schwarzen Haaren erinnerten sie die Gärtnerstochter an eine von ihrem Vater gezogene Varietät von Blattpflanze, in welcher blau und schwarz anmuthig sich ablösten und die sich stets ihres Beifalls zu erfreuen hatte.

Von allem was Lore erblickte, zogen nur zwei Gegenstände ihre Aufmerksamkeit auf sich. Das eine war ein großes Teleskop, welches sie wie eine Kanone mit einem Glasfenster gemahnte und das sie wie ein räthselhaftes Ungeheuer mit gemischten

Gefühlen betrachtete, mit Neugier und Befremdung zugleich. Dies Teloskop sollte offenbar auf den keinen Thurm hinaufkommen, den der Major, der frühere Besitzer sich, als einen Aussichtsthurm gebaut hatte: etwas von einem Sterngucker hatte ja dieser Herr Sanders in dem dunklen schlafrockartigen Magiergewand.

Der andere Gegenstand war das Bild einer schönen jungen Dame, welche Lore sehr bekannt vorkam, ohne daß sie sich erinnern konnte, wo sie diese Züge schon einmal gesehen hätte; je mehr sie die dunklen, hochgeschwungenen Augenbranen, den vollen Mund mit dem anmuthigen Lächeln betrachtete, desto mehr strengte sie ihre Erinnernng an, um das Original des Bildes, das irgendwo in ihrer Seele verschüttet war, herauszugraben.

Sanders betrachtete das kecke Mädchen mit Aufmerksamkeit: er schien es gewöhnt, Porträt- und Charakterstudien zu machen. Ihren Auftrag hatte Lore bald ausgerichtet; doch gefiel es ihr, noch weiter zu plaudern, und so kam sie auch auf ihren gestrigen Unfall zu sprechen; sie war indeß nicht sehr zufrieden mit dem Erfolg ihrer Erzählung; denn weniger für ihr Opfer, als für die Retterin schien Sanders sich zu erwärmen.

„Wer ist diese Lurline, von der Sie sprechen?“ fragte er.

„Es ist die Pflegetochter des Bademeisters Dietrich; er hatte sie vor nicht langer Zeit zu sich genommen. Früher reiste sie mit ihrem Vater herum: es war einer jener Wasserkönige, die im Wasser sich minutenlang aufhalten und sich's da so bequem wie möglich machen, wie unsereins in seinem Zimmer; oder sie springen da unten über Stühle, als ob das Wasser wäre wie Luft. Doch einmal trieb's der Wasserkönig etwas zu lange und die Nixen behielten ihn unten."

„Und Lurline?" fragte Sanders.

„War im Wasser heimisch wie ihr Vater, gab auch Schaustellungen und konnte so lange da drunten aushalten, daß allen angst und bange wurde, die es mit ansahen. Man sah sich dabei immer nach einem Fischschwanze um, und das that sie alles gegen Entree, vor einem großen Publikum, doch nur so lange der Vater lebte. Dem half sie Geld verdienen. Nach seinem Tode nahm sie Dietrich zu sich: ich glaube, er war ein Freund des Vaters oder er hatte schon früher die Verpflichtung übernommen gegen eine Pension, die ihm dann aus der Erbschaft zufiel. Der Wassermann hatte schon längst sein Testament gemacht, denn er ging ins Wasser wie andere in die Schlacht."

„Und Lurline treibt jetzt diese Künste nicht mehr?" fragte Sanders.

„Nein, sie ist jetzt über das Frauenbad gesetzt,“ versetzte Lore, „und eine bessere Aufsicht, einen zuverlässigeren Schutz kann es nicht geben.“

„Und nun . . . im Herbst, im Winter . . .“

„So lange es das Wetter erlaubt, rudert sie Spaziergänger, Marktleute und wer immer des Weges kommt, über den Fluß hinüber, oder auch Stadtherren und Stadtdamen bei kleinen Spazierfahrten; später hilft sie dem Pflegevater bei seinen mannigfachen Beschäftigungen. Doch ich plaudere hier so lange . . . ich habe Ihnen noch diese Kleinigkeit abzugeben im Auftrage meines Vaters.“

Dabei holte sie einen Strauß unter der Schürze hervor, einen Strauß bunter, seltner Treibhausblumen, und überreichte ihn mit einem zierlichen Knicks.

„Ich habe den Strauß gebunden; doch die Blumen selbst hat der Vater ausgewählt. Es ist nicht ganz mein Geschmack; ich liebe die Farben, die in die Augen stechen, wie das brennende Roth; ich bin einmal fürs Glänzende! Wenn Sie übrigens einmal Kränze und Guirlanden wünschen . . . vielleicht für jenes Bild . . .“

Es war das ein kühner Ausfall Lore's, etwa was man im Kriege eine Recognoscirung nennt; doch es kam nicht einmal zu einem Scharmützel; unverrichteter Sache mußten die Truppen zurückkehren, die sich zu weit vorgewagt hatten.

Sanders schüttelte nur leise den Kopf, mit einem wehmüthigen Ausdrucke der Züge, wie Lore zu bemerken glaubte; für den Strauß aber dankte er freundlich und reichte dem Mädchen die Hand, welches sich dann empfahl und die Villa verließ, nur halb zufrieden mit den gemachten Entdeckungen, aber fest entschlossen, daraus nach Kräften Capital zu schlagen.

Kaum hatte sie die Kunde von dem merkwürdigen Fernrohr und dem geheimnißvollen Bilde verbreitet und von dem Besitzer der Villa als von einem etwas verlebten Manne in seinen besten Jahren ein wahrheitsgetreues Portrait entworfen, als auch schon der Bleicherin Rose, welche Lorens Lorbeeren nicht schlafen ließen, sich mit einem Korb Wäsche auf den Weg machte, um in das Heiligthum der Villa einzudringen. Die Tochter wollte die Kundschaft der Mutter benutzen, der sie so wenig Forschungseifer zutraute, wie Lore ihrem Vater, um sich nach allen Seiten hin in der Wohnung des fremden Mannes umzusehen. Rose war nicht so keck wie jene, doch sie gehörte zu den stillen Wassern welche tief sind. Auch war sie nicht so frohen Muthes; denn von Hause aus verfolgte sie ein Unstern. Das war ihr Taufnamen, den sie nicht abzuschütteln vermochte: er war wie ein Spottnamen, den man ihr schon in der Wiege mit auf den Lebens-

weg gegeben hatte; denn sie war ein auffallend bleiches Mädchen und sah verblüht aus, ehe sie zu blühen angefangen. Der Name „Rose," dem die bösen Buben einen höhnischen Klang zu geben wußten, tönte ihr daher immer mißliebig in's Ohr.

Sie war nicht glücklich, wie Lore: Herr Sanders war ausgegangen, als sie mit ihrem Wäschkorb vor der Villa erschien und sich bei der Italienerin anmeldete; sie wußte es jedoch durchzusetzen, daß sie wenigstens in das Schlafzimmer des Signore mit eintreten durfte, um bei dem Einräumen der Wäsche in den großen Wäschschrank behülflich zu sein. Es war ein großer Raum; selbst das hohe Himmelbett mit seinen damastenen Vorhängen verschwand fast in demselben. Mit Argusaugen spähte Rose umher, um auch irgend ein Bild wie Lore oder sonst etwas zu bemerken. Richtig! da hing über dem Spiegel ein Kranz, ein vergilbter Lorbeerkranz mit einem langen, verblaßten Bande: war Herr Sanders vielleicht ein Schauspieler oder ein Kunstreiter gewesen? Und da stand auf dem Marmorkamine eine große Uhr mit einem fröhlichen Schlagwerke, wie Rose selbst mit eigenen Ohren hören konnte, und bei jedem Schlag tauchte hinter der Uhr ein merkwürdiges weibliches Wesen auf, das einen Kranz in der Hand hielt und sehr freundlich lächelte mit seinem alabasternen Gesicht, dann aber, wenn die

Uhr geschlagen, wieder untertauchte hinter dem goldenen Baldachin, der sich über dem großen Zifferblatte erhob. Und in einem Winkel stand ein eleganter Eckschrank mit lauter wunderschönen Büchern, roth und golden schimmernd, eins wie das andere . . . es war eine Pracht. Auch daß auf dem einen Pfosten des Bettgestelles ein hölzerner Engel mit einer zerbrochenen Lyra stand, entging Rose's Beobachtung nicht; bei einer Ruhepause während des Einräumens der Wäsche wies sie mit dem Finger auf diesen nvaliden Lautenschläger hin, der in den sonst so wohlgeordneten Räumen einen befremdenden Eindruck machte. Die Italienerin zuckte mit den Achseln und gab zu verstehen, daß der Herr gerade diesen Engel durchaus nicht repariren lassen wolle.

So kehrte auch Rose nicht ohne einige Ausbeute mit dem leeren Wäschkorbe nach Hause. Was die beiden Mädchen gesehen, gelangte alsbald zur Kunde der ganzen Stadt und der hohen Obrigkeit. War Friedrich Sanders bisher ein durchaus nebelhaftes Gebilde, welchem die Phantasie die natürlichsten Umrisse geben konnte: so zeichnete sich seine Gestalt jetzt etwas schärfer ab; er mußte eine Art von Künstler oder Gelehrter sein, was ihm in der öffentlichen Meinung durchaus nicht zum Vortheil gereichte: denn so hoch die Bürger von ihrem

Städtchen dachten, darüber war man einig, daß sich hier doch nur ein ganz obscurer Musenjünger auf die Dauer niederlassen konnte.

Und alle diese Seltsamkeiten .... das Teleskop .... der Engel mit der zerbrochenen Lyra! So zurückgezogen lebte dieser Sanders: hatte er vielleicht irgend ein Verbrechen begangen? Bald umgaben ihn Späher und Spione auf Schritt und Tritt. Sehr auffallend war, daß er keine Zeitungen, keine Journale las: mit Hülfe der Post und des Leihbibliothekars hatte man bald auch diese Eigenheit entdeckt. Er las nichts als das städtische Lokalblättchen, in welchem neben den Annoncen nur ein paar der allerwichtigsten politischen Neuigkeiten mitgetheilt wurden. In dem großen Hotel, in der Conditorei, in den Restaurants, wo einige Zeitungen auslagen, hatte ihn noch niemand gesehen. Das alles war sehr verdächtig: es galt, ihn aus seiner Einsamkeit aufzuscheuchen und schußgerecht zu machen. Das beste Mittel dazu waren Besuche und Einladungen verschiedenster Art; den weiblichen Eclaireurs sollten angesehene Persönlichkeiten des Städtchens folgen und die Recognoscirungen im feindlichen Lager mit mehr Nachdruck ausführen.

Drittes Kapitel.

Aus des Einsiedlers Tagebuche.

Wie glücklich bin ich, daß ich die Feder ergreifen darf, um nur für mich zu schreiben, nachdem ich früher so lange für andere geschrieben und mich zum Sclaven jener öffentlichen Meinung gemacht habe, deren grenzenlose Launenhaftigkeit zuletzt das edelste Streben entmutigen muß.

Ich höre Euer Rauschen, Ihr lebensmüden Wipfel, die Ihr mir welke Blätter durch's offene Fenster streut. Wer nicht näher hinhört, der meint, ganz so hättet Ihr gerauscht, als der Lenz Euch mit Blüthen schmückte! Doch ich weiß es besser: damals ging ein Wogen und Wallen freudiger Lebenslust durch Eure Kronen; jetzt schüttelt Ihr düster das Haupt, daß selbst der bunte Laubschmuck, mit dem der Herbst Euch tätowirt hat, von Euch abfällt.

Auch mein Herz schlug einst höher, als ich zur Feder griff in jugendlicher Begeisterung: welche Kränze schienen mir damals unerreichbar? Schon früh, schon auf dem Gymnasium schuf ich und dichtete ich: man fand damals vieles bedeutend, genial, vestigia leonis. In der That folgt' ich einem unwiederstehlichen Triebe, und mir war oft zu Muthe,

Sehr treffend!

als würde mir in die Feder dictirt. Seitdem war es stets meine Überzeugung: ohne Inspiration giebt es keine ächte dichterische Schöpfung, und die sogenannte „Mache" ist nur die Krücke für die Lahmen. Ich glaubte selbst an mein Genie: war dies ein Verbrechen? Ist das Genie nicht eine Gunst des Schicksals, nicht zugleich eine auferlegte Pflicht? Ist es Eitelkeit und Stolz, jene Gabe anzuerkennen, die uns eine gute Fee als Mitgift für's Leben in die Wiege gelegt hat?

Ohne einen Namen erschienen meine ersten Gedichte: sie fielen in eine bewegte Zeit und waren das Echo derselben; sie hatten Erfolg; ich wurde, als ich die zweite Auflage unter einem Pseudonym erscheinen ließ, berühmt. Alle Blätter sprachen mit warmem Lobe davon; in den Salons wie bei den Studentencommersen declamirte man meine Verse. Der Zeitgeist war der Delphin, der den Arion mit der Leier trug: jetzt glaubt' ich auch an meinen Stern.

Doch es kamen andere Zeiten, so fuhr Friedrich Sanders in seiner Betrachtung fort, die Bewegung rauschte vorüber; man schob die Sänger bei Seite, die man einst gefeiert hatte. Es kam eine Mode auf, die mir zugleich feindlich und zuwider war: süßer Singsang, Waldgeflüster, fleurs animées . . . es waren dieselben nüchternen Blumen, mit denen

man die Töpfe beklebte; die ganze Lyrik war eine „Potichomanie" geworden. Es war eine dunkle Epoche für mich, und ich erkannte zum ersten Male, daß der Ruhm vergänglicher und wandelbarer ist als alle irdischen Güter: ein Zufall ist's, was an's Ufer gelangt von allem, was auf der wechselnden Strömung des Tages treibt. Ich war entmuthigt: nichts ist ertödtender für die Dichtung. Ein schöner Muth, eine feurige Hoffnung auf den Kranz des Ruhms: das ist ihr Lebensodem. Ihr Quell kann nicht versiegen, aber man kann ihn verstopfen. Eine Zeit lang wandte ich mich anderen Studien zu. Dann ließ es mir keine Ruhe, ich versuchte mich mit dem Drama; ich sandte meine Stücke der Bühne ein. Hier ein Erfolg, dort ein Mißerfolg . . . . doch man führte sie wenigstens auf. Nicht an den großen Hofbühnen, doch an einer Reihe von Stadttheatern. Und wieder schlug eine glückliche Karte auf: ein Drama fand eine glänzende Aufnahme; auch die Mienen der vornehmen Intendanten entwölkten sich, und statt der lithographirten Ablehnungen erhielt ich eigenhändige Zusagen, die mit lobenden Beiwörtern ausgeschmückt waren.

Ich reiste nicht von Bühne zu Bühne, wie vor und nach mir so viele gethan, um den Ruhm der Hervorrufe einzusammeln: das Pseudonym, in das ich mich hüllte, verbot mir, meine Unsterblichkeit so

baar einzukassiren: mich verlockte es auch nicht, mein armes Selbst in seines Nichts durchbohrendem Gefühle auf die weltbedeutenden Bretter zu verpflanzen: vor mir die Prosceniumslampen und hinter diesen eine dunkle Masse, das vielköpfige Ungeheuer, das Publikum, das wie das Schiller'sche Seeungethier „hundert Gelenke zugleich regt", um einen Strudel von Beifall über mein Haupt auszuschütten. Ich wäre mir so unscheinbar vorgekommen, neben den glänzenden geschmückten Schauspielern, wenn ich da im schwarzen Frack, mit einer schüchternen Verbeugung und unsicherem Schritt auf den Brettern, die meine Muse mit so festem Kothurn betrat, vor dem Publikum erschienen wäre. Doch auch so konnt' ich in meinem Ruhme schwelgen: die Blätter tadelten vieles, doch sie gönnten mir den rauschenden Erfolg und verkündeten ihn neidlos der Welt.

Da glaubt' ich, die Zeit sei gekommen, um, gestützt auf diese Erfolge, eine tonangebende Stellung einzunehmen, die ganze Literatur in neue Bahnen zu lenken. Ich bestieg den kritischen Richterstuhl, wohlwollend gegen die Talente, gegen alle Bestrebungen der Einzelnen, aber unerbittlich in Bezug auf das Princip; da gerieth ich in heftige Kämpfe mit den Bühnenleitern und ihrem gewappneten Anhang, mit namhaften Schriftstellern und ihrer großen Klientel.

Hundert Eitelkeiten hatt' ich vor den Kopf gestoßen, denn das mäßige Lob genügte den Hervorragenden nicht, die gewohnt waren, mit Schiller und Goethe von begeisterten Feuilletonisten in Eine Linie gestellt zu werden und der mäßige Tadel verdroß die Talentlosen, welche oft Erfolge errangen und warme Lobredner hatten. Mein eigentlicher Name blieb freilich verborgen, was den geschäftlichen Verkehr mit Zeitschriften, Buchhändlern und Bühnen betraf; doch der Name des Kritikers war ja auch der Name des Dichters; und so versteckt' ich mich nicht vor den Angegriffenen, sondern bot ihnen Gelegenheit zur Revanche. Und diese blieb nicht aus.

Ich hatte ein neues Trauerspiel gedichtet, welches an einer ersten Bühne zur Aufführung kam. Der Erfolg war zweifellos . . . wiederholter stürmischer Hervorruf der Darsteller nach jedem Acte, erregte Stimmung des ganzen Hauses, auch nicht das leiseste Zeichen von Opposition. Mein Freund überbrachte mir die wärmsten Glückwünsche der Mitglieder der Direktion: alle erwarteten, daß der unbekannte Dichter endlich die Maske seiner hartnäckig behaupteten Pseudonymität fallen lassen werde. Ich selbst, der ich mich schon in stolzen Zukunftsträumen wiegte, ging mit mir darüber zu Rathe. Obschon in unabhängigen Lebensverhältnissen, sträubte ich mich doch noch gegen den Gedanken, der Oeffentlichkeit rück-

haltlos mein ganzes Selbst preiszugeben; es liegt in meiner Natur etwas Sprödes, geistig Vornehmes; ich wollte die Welt an meinen Tisch laden, doch mich nicht selbst daran setzen. Sollt' ich aber auf die Huldigungen verzichten, die der neue glänzende Bühnenerfolg unfehlbar dem Dichter einbringen mußte? Sollt' ich die Fenster verhängen gegen den vollen Sonnenschein, der mit so warmem Licht mein Zimmer überfluten würde?

Ich schwankte . . . doch nicht lange; mir wurde die Pein der Unentschlossenheit bald erspart. Am nächsten Tage erhielt ich die Zeitungen und Tagesblätter, die Kritiken der Localreferenten: ich erfuhr daraus zu meinem großen Erstaunen, daß mein Stück entschieden mißfallen habe, wenn auch eine mächtige Claque sich Mühe gegeben, den Erfolg zu sichern; ähnlich lauteten die Notizen, welche mit den verschiedenen Malerzeichen der Correspondenten, unter denen der jedenfalls vergiftete Pfeil nicht fehlte, in die auswärtigen großen Zeitungen übergegangen waren. Ich erkannte die Macht meiner Gegner: doch was vermochte sie gegen die günstige Meinung des Publikums, das sich ja von meinen Dramen hatte hinreißen lassen? Bald erfuhr ich indeß, daß schon die zweite Aufführung des Stückes schwach besucht gewesen und eine laue Aufnahme gefunden habe. Nicht lange währte es, so verschwand das

Stück vom Repertoire, und dank den geflügelten Notizen der Berichterstatter fand sich keine andere Bühne geneigt, es zur Aufführung zu bringen.

So war mir unter der Hand ein schöner Erfolg in einen schnöden Mißerfolg verwandelt worden: ich erstaunte über diese unglaubliche Escamotage, aber sie blieb ein fait accompli. Ich hatte ein reines Gewissen; keine Claque, wie sie andere beliebte Dramatiker oft für schweres Geld in's Theater schicken, um den Erfolg eines ersten Abends auf starken Schultern zu tragen, hatte Theil an der begeisterten Aufnahme meines Stückes; das unbefangene Publikum hatte sich von seinem Schwunge, seinen markigen Situationen hinreißen lassen: das Publikum . . . doch wo war es geblieben? War das Publikum von heute nicht mehr das von gestern? O, ich hatte mit einem ganz unfaßbaren Schattenwesen gerechnet; es hatte inzwischen Blut getrunken, das Blut der Kritik . . . und nun war es selbst kritisch geworden.

Vergeblich sagt' ich mir, daß viele Rührstücke der Frau Birch, viele Lustspielschwänke der Neuzeit trotz einer anfangs vernichtenden Kritik sich auf dem Repertoir erhielten: die Wirkung auf die Thränendrüsen und Lachmuskeln ist eine so kräftige, daß die wachgerufenen kritischen Bedenken auf die Dauer nicht dagegen aufkommen können; hier hat der Erfolg

etwas Elastisches und schnellt immer wieder empor, so oft er auch von der Kritik zurückgepreßt sein mag. Hierzu kommt, daß die Direktoren sich einen Lustspielerfolg nicht so leicht streitig machen lassen, ein solches Stück trotz einiger minder besuchten Häuser immer wieder geben, bis Titel und Aufführungen bei der großen Menge populär geworden sind. Ist erst der Stein ins Rollen gekommen, dann rollt er lange von selbst fort. Aller dieser Vergünstigungen erfreut sich die ernste, tragische Dichtung nicht: eine vernichtende Kritik wird hier vom Publikum dankbar hingenommen und nach dem ersten schwachbesetzten Hause läßt der Direktor das Stück klanglos zum Orkus hinabgehen.

Noch immer verzagt' ich nicht, ich schrieb ein zweites Trauerspiel; ich hatte die Ueberzeugung, daß es ein gelungencs Werk sei; einige Scenen hatten den Schwung jener feurigen Beredtsamkeit, ohne welche der Dramatiker nur ein klingendes Erz und eine tönende Schelle ist; die Handlung war spannend, der Aufbau künstlerisch . . . doch diesmal scheiterte das Stück gleich bei der ersten Aufführnng; die Darstellung war schwach, die Rollen nicht in den rechten Händen: das Publikum aber hatte von früher gelernt, meinen Werken gegenüber einen kritischen Standpunkt einzunehmen; die Kritik des Foyers war eine achselzuckende: der arme Dichter . . . was er sich

für Mühe giebt . . . Schiller sieht ihm fortwährend über die Schultern . . . das epigonenhafte Pathos, nichts als eitler Schwulst . . . diese langen Reden und langweiligen Declamationen . . . diese schöne Sprache, ein ganz überwundener Standpunkt!

So berichtete mir mein Freund . . . und ein hundertfach verstärktes Echo dieser Foyerweisheit tönte mir aus den Spalten der Blätter entgegen. Das war nun ein offenes Fiasko, während das erste Stück ein maskirtes erlebt hatte. Was half es mir, wenn ich mich selbst mit den glänzendsten Antikritiken zu trösten suchte, wenn ich mir sagte, daß Schiller und Goethe ohne die „schöne Sprache", die jetzt als ein veraltetes und unwürdiges Ingredienz der dramatischen Kunst bezeichnet wird, ganz gewiß nicht die großen Dichter wären, als welche das ganze Volk sie feiert, daß ohne das unsterbliche und unvergängliche Wort, welches dem Genius in die Feder dictirt wird, die Großen den Kleinen gleich würden und Schiller und Goethe einem Iffland und Kotzebue den Vorrang einräumen müßten? Was half mir die unbefangene eigene Prüfung der künstlerischen Architektonik, der inneren psychologischen Wahrheit, der Consequenz der Charactere; eine Prüfung, die für mich nur ein günstiges Resultat ergab? Ich war gerichtet und hatte das Gefühl eines Verbrechers. Schon während der Aufführung,

der ich im Hintergrund einer Loge beiwohnte, erschien ich mir als ein Delinquent, der von den Schauspielern gerädert wird; die Kritik aber gab mir den Gnadenstoß.

O hätt' ich selber nie die kritische Feder geführt! Wie glücklich die mitstrebenden Dichter, welche sich nur ihrer schöpferischen Begeisterung hingaben, sich nicht in das Feuer literarischer Kämpfe stürzten! Sie haben keine Antecedentien, sie erwecken keine Vorurtheile; die Kritik hat nur Sympathie für die harmlosen Dichter; sie folgt bisweilen dem Ehrgeiz, das Genie zu entdecken und hebt einen oder den andern jungen Poeten auf den Schild. Bei den schwächsten Stücken constatirt sie die Lacherfolge, bei den Rührstücken die Thätigkeit der Schnupftücher; hier wird auf einen befreundeten Poeten, dort auf einen einflußreichen Direktor wohlwollende Rücksicht genommen; mit Erstaunen bemerkt der unbefangene Leser, wie viele hundert kleine Planeten auf der kritischen Sternwarte entdeckt werden und freut sich der stets neu aufleuchtenden Gestirne in unserem literarischen Sonnensystem.

Sanders setzte seinen Gedankengang fort:

Weh dem unglücklichen Dichter, der seine Hand nur einmal mit dem Blute eines Schlachtopfers befleckt hat, das er seiner kritischen Überzeugung darbrachte! Die Erinnyen verfolgen ihn in allen

Feuilletons und es giebt kein delphisches Heiligthum, zu dem er flüchten könnte. So erging es mir. Überall wuchsen mir geharnischte Gegner aus dem Boden, ich war auf einmal geächtet, proscribirt. War denn mein Talent, das früher so warme Anerkennung gefunden, gänzlich untergegangen? Kann ein Talent zu Grunde gehen oder zu Grunde gerichtet werden? Ich glaubte früher, es sei wie Uhland's weißer Hirsch, und wenn die Jäger es erjagen wollen, da sei es hinweg über Thäler und Höhen und ihr Piffpaff und ihr Trara erwecke nur das leere Echo; doch nein, und mag sein Lauf auch noch so geflügelt sein . . . es wird ihm doch auf den Pelz gebrannt, es verendet unter den Kugeln der auflauernden Gegner, die als Sieges-Trophäe das Geweih des herrlichen Zwanzigenders mit nach Hause nehmen und über ihrem kritischen Gewehrschrank aufhängen.

Ich glaube nicht nur, daß das Talent . . . ich glaube auch, daß das Genie vernichtet werden kann. Die Literaturgeschichte verherrlicht nur die Glücklichen und Siegreichen, hin und wieder wirft sie einen Blick auf einzelne unglückliche Opfer; aber wie viele sterben im Stillen unbemerkt dahin. Nicht blos wird die Entwicklung großer Begabungen gehemmt, auch das bedeutende Werk kann zu Tode geschwiegen und zu Tode kritisirt werden. Wie

mancher Shakespeare ist zu Makulatur zerstampft worden. Pindarische Epinikien ertönen den Triumphatoren in der Arena des Geistes; doch keine Nänien für die gläubigen Märtyrer des Circus, die von den wilden Thieren gefressen werden!

Mein Entschluß war gefaßt: nie mehr will ich vor die Öffentlichkeit treten, auch nicht in dem Mantel der Pseudonymität, der mich glücklicherweise bisher dicht genug verhüllte. Ekel erfüllt mich vor dem Treiben des Tages: immerfort klingt mir der Schiller'sche Vers in's Ohr:

Ich seh des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.

Literarische Klopffechter wurden mit Lorbeerkronen geschmückt, ebenso die trivialsten Bühnendichter, denen gegenüber Kotzebue ein Classiker ist. Und selbst, was in anständiger Fassung Mode wurde in den gebildeten Kreisen, was man lesen mußte, weil es zum guten Ton gehörte, es gelesen zu haben: das waren nur die Erzeugnisse von Mittelmäßigkeiten, die man zu großen Geistern zu stempeln suchte. Rien ne réussit que le succès . . . unsere Kritik richtet sich nach dem buchhändlerischen Courszettel. Alle Blätter erwähnen, wie viele Auflagen einzelne Werke erlebt, ja wie viele Exemplare von ihnen verkauft worden; Dramatiker selbst machen ihre glänzenden Tantièmen bekannt. Das alles imponirt

dem Publikum, ganz sicher aber der Kritik. Vor dem Erfolg zieht sie den Hut.

Ich fühle das Bedürfniß, mir selbst Rechenschaft zu geben über die entscheidenden Motive, die mich der Dichtkunst abwendig gemacht, seitdem das literarische Handwerk über das dichterische Priesterthum den Sieg davongetragen. Möglich, daß ich mich irre: doch dann mag ich nicht länger in einer Welt mich heimisch machen, in welcher so viel Irrthum und Täuschung möglich ist, in welcher eine täglich wechselnde Meinung das Scepter führt. Da flücht' ich mich in die Natur und studire ihre ewigen Gesetze. Hier ist das Bleibende im Vergänglichen; hier vergeß' ich den Mummenschanz des Menschenlebens und die Saturnalien der Literatur. Ich vertiefe mich in die Unendlichkeit des Sternenhimmels; ich studire die Beschaffenheit der Weltkörper; ich folge bis in die fernsten kosmischen Nebel, durch die Milchstraße hindurch dieser ungeheuren Verschwendung himmlischer Existenzen, unter denen die Erde mitkreist als ein winziges Atom ... oder ich vertiefe mich in die Geheimnisse der Pflanzenwelt, in ihr innerstes Geäder, in ihre auf- und abwogenden Lebenspulse; in die dunklen Schöpfungswonnen ihrer Blüthenkronen, in ihre reizvollen Blumengesichter: hier gilt keine Ansicht, keine Meinung, hier herrscht das feste Gesetz: die Zahl,

die unwidersprechliche, bestimmt die Bahnen der Weltkörper, die Ordnungen der Pflanzen. Wer die Natur kritisiren will, dem wird stets der Kürbiß der Fabel auf die Nase fallen. O gäb' es doch auch solche Kürbisse für die Splitterrichter im Reiche des Geistes!

Hier fühl' ich mich beruhigt, dem Unwandelbaren gegenüber, und mein eigenes Leben ist eingezeichnet in das große Netz des Gesetzes, welches das All umfängt.

Und doch wandelt mich ein unbestimmtes Sehnen an; wie ein fernes Echo aus jener Welt der Täuschungen, des Ruhmes der Liebe tönt es oft in meine Einsamkeit, mit einem leisen, doch bestrickenden Klang. Ich bin stark genug, ihm zu widerstehen: darauf wenigstens beruht die Hoffnung auf den gesicherten Frieden meines Lebens, das sich losgerungen hat von jenen verführerischen Lockungen und den schmerzlichen Enttäuschungen, die hinter ihnen lauern.

Ihr süßen Träume lockt mich wieder,
Der Ruhm, das Echo meiner Lieder,
Die Hoffnung auf den schönern Kranz!
Mir dämmern leise aus der Ferne
Der Jugend längst verblichne Sterne . . .
Ersehnen sie erneuten Glanz?

Doch nein, der Ruhm ist eitles Wähnen,
Der Thau des Lorbeers sind nur Thränen,

Die Täuschung bleibt, das Glück entflieht.
Schreibt euren Namen zu den Sternen,
Man wird ihn doch vergessen lernen,
Wenn drüber hin die Wolke zieht.

Was will ich thöricht mich erheben?
Ein kläglich Ding ist alles Leben,
Das stolz sich selbst genügen will.
Es gilt in's All sich zu versenken
Und seine Räthsel durchzudenken . . .
Das macht die Seele groß und still.

Viertes Capitel.

Am Fluß.

Der Schiffer- und Fischermeister Dietrich hatte eben mit Hülfe einiger Arbeiter einen Theil seiner Badeanstalt auseinandergehämmert und die Bohlen und Balken am Ufer aufgethürmt. Er ruhte jetzt aus von der Arbeit und setzte sich auf die Bank vor dem Badehäuschen, das am Ufer stand und die Wäsche, sowie den sonstigen Bedarf für die Schwimmgäste enthielt, wozu in erster Linie einige feurige Liqueure gehörten.

Schenk' mir ein Glas Cognac ein," sagte er zu einem weiblichen Wesen, das neben ihm behaglich gestreckt im Grase lagerte; „das Wasser ist zwar mein Element; aber wenn man den ganzen Tag darin herumarbeitet, so braucht man doch etwas inneres Feuer, um's auszuhalten."

Die Gestalt im Grase erhob sich: es war ein schlankes hochgewachsenes Mädchen, dem blonde Locken etwas verwirrt auf den Nacken herabfielen. Wie sie aufgerichtet dastand, erkannte man die schöne Bildung, das Harmonische ihrer Erscheinung und als sie der Thüre des Häuschens zuschritt, da hatte sie in Gang und Bewegung etwas ungewöhnlich Anmuthendes und Sicheres zugleich: jene vollkommene Beherrschung des Körpers, welche nur durch lange regelmäßige Übungen erreicht werden kann.

„Ein warmer Abend," sagte der alte Schiffer, als er das Glas leerte, welches das Mädchen ihm gebracht hatte, „und in den letzten Tagen diese häßlichen Stürme. Ist es nicht jammerschade, daß die Schwimmsaison vorüber ist? Am heutigen Abend hätten sie noch alle kommen können, die regelmäßigen Gäste; das etwas kältere Bad hätte ihnen kein Leid gethan, doch es hat eben alles seine Zeit in der Welt!"

Lurline hielt sich die Hand vor die Augen; denn es kam gerade ein blendender Glanz von der Abendsonne her, den der breite Spiegel des Flusses auffing und noch blendender weiterstrahlte.

An den Felsen des jenseitigen Flußufers hingen die dunkelrothen Gluthen; doch diesseits war alles still und heimlich . . . die breiten Wiesen, auf

denen das weiße Linnen zum Trocknen ausgebreitet lag . . . die hohen Papeln am Ufer . . . der ansteigende Stadtberg, darüber die Stadt mit ihren Thürmen, die weit vorspringende Schloßhöhe: alles so weich gebettet im Abendschimmer. Ruhig gingen die Frauen auf der Wiese hin und her, ein paar Boote glitten über die Flut — kein Geräusch, als flußabwärts der Lärm der Wogen, die durch die Schleuse rauschten und das Rollen eines Eisenbahnzuges, der den Stadtberg an seinem Hang umkreiste, sich aber bald in die Ferne verlor.

Lurline war keine Träumerin . . . der warme Abend erweckte ihr ein körperliches Behagen. Sie streckte sich wieder im Grase aus, wie eines jener Amphibien, die sich am Ufer sonnen; denn sie war eine Art von Amphibium, im Wasser so heimisch wie auf dem Lande.

Der alte Dietrich hatte sich die Pfeife angesteckt und wurde gesprächig; denn er plauderte gern mit seiner Pflegetochter.

„Da wird man sich wieder auf den Winter einrichten, und wenn der's nicht arg treibt, daß man eine Eisbahn anlegen kann auf dem Fluß oder auf der Wiese, da ist hier unten nichts mehr zu holen. Wie schön, wenn's so klapperte an den heißen Sommertagen, das Geld in der Büchse, wenn einer nach dem andern kam, um sein Scherflein zu spenden.

Das ist vorbei! Ich werde Auctionen veranstalten, Handel treiben mit allem, was mir in den Wurf kommt. Man zappelt sich da so kläglich durch's Leben, wie ein auf's Trockene geworfener Fisch."

Lurline nickte verständnißinnig, sie hatte das gleiche Gefühl . . . was sollte sie anfangen den ganzen Winter hindurch? Jede Handarbeit war ihr verhaßt . . . ja wenn's dort oben im Städtchen eine Schaubude gäbe, wo sie ihre akrobatischen Künste zeigen könnte; denn wenn sie auch eine Wasserturnerin war, so verstand sie doch nicht weniger auf dem Lande allerlei gymnastische Uebungen zu machen, welche die Bewunderung der Kleinstadt erregt haben würden. Der schöne schwere Zauberkasten, einst mit dem Wasser gefüllt, in welchem sie umherspazierte und umhersprang, wie andere Sterbliche in der frischen Luft, war nach dem Tode ihres Vaters verkauft worden; sie fühlte etwas wie Herzweh, wenn sie daran dachte. Es war ihr zu Muthe wie einem Virtuosen, dem sein Instrument abhanden gekommen . . . wie hätten die Lohrsteiner gestaunt, geklatscht, wenn sie da unten im Wasser so lange ausgehalten, bis den Zuschauern selbst der Athem verging und die ersten Damen des Städtchens vor Angst Beklemmungen bekamen! Welch ein Triumph! Und jetzt . . . jetzt, war sie nichts als des Bademeisters Gehülfin, ein ruhmloses Mädchen!

„Ich habe oft von den pariser Lumpensammlern gehört", fuhr der Alte fort, „da sind einige steinreich geworden durch die kläglichsten Abfälle der großen Welt. Freilich . . . Paris und Lohrstein . . . das ist wie die Weltkugel und ein Achatkügelchen, das die Kinder in die Löcher schieben."

„Paris, ein Publikum von Millionen", dachte Lurline, und ihre Augen leuchteten, „dahin gehört die Wasserkönigin!"

„Ja ich hab' auch hier schon unter den Dingen, die achtlos beiseite geworfen werden, allerlei gefunden, was sich verwerthen läßt; man muß sich's nur selbst zurecht machen. Blanke Knöpfe, Cigarrenstümpfe, Kleiderfetzen . . . hat alles seinen Werth! Man muß nur Absatz dafür finden. Du kannst mir helfen, Lurline."

Die Wasserfee nahm eine verächtliche Miene an

„Mit der Laterne im Schmutz zu suchen . . . nein, nein . . . das überlas' ich anderen."

„Das sollst Du auch nicht, mein Kind!" sagte der Schiffer, „ich weiß ja, daß Du etwas Apartes bist . . . eine Künstlerin! Pah! Auf dem Lande taugt die Sorte nicht viel: doch im Wasser . . . das ist etwas anderes!"

Lurline warf dem Pflegevater, der diese Worte mit einem behaglichen Schmunzeln sprach, einen fragenden Blick zu . . . sollte er wirklich gering

denken von ihrer Kunst? Sie fühlte, daß sie ihn dann hassen konnte.

„Du sollst nur Kleidereinkäufe machen für Deine Colleginnen, die hier in den kleinen Städten Comödie spielen. Von der Bürgermeisterin, den Senatorsfrauen, dem Fräulein des Rechtsanwalts und den anderen Honoratioren bekommst Du die abgelegten Staatskleider zu wohlfeilen Preisen . . . und da ist immer ein Profit zu machen, wenn wir sie an die Königinnen der Bretter verkaufen."

Durch diesen Vorschlag fühlte sich Lurline tief gedemüthigt; denn Handel und Wandel war ihr zuwider; das war nur für gemeine Naturen. Sie bog ihre blonden Augenbrauen zusammen und schüttelte ihr Gelock, als wollte sie alles dergleichen von sich abschütteln. Dann sprang sie plötzlich' wie ein aufgescheuchtes Reh aus dem Grase auf mit den Worten: „Da kommt Richard!"

Auf dem Fußweg am Ufer, die Pappeln entlang, schritt, ein Lied vor sich herträllernd, ein junger Mann von schlanker Gestalt, von lässigem Wesen, die Hände in den Hosentaschen. Seine Züge hatten einen etwas verschwommenen, wenn auch nicht unangenehmen Ausdruck; ein locker gebundenes röthliches Halstuch, mit dessen Zipfeln die Abendluft spielte, gab ihm jenen Anstrich, den man zur Zeit Lord Byron's als genial zu bezeichnen pflegte.

Schiffer Dietrich erwiderte den Gruß des jungen Mannes in verdrossener Weise: es war ihm sehr unangenehm, daß dieser sich so häufig hier unten am Fluße einstellte und noch mehr, daß er für Lurline ein besonderes Interesse an den Tag legte. Richard Born war allerdings aus guter Familie; er war der Sohn des Rechtsanwalts, der oben vor dem Schlosse die anmuthige und schön gelegene Villa und den von allen Fremden besuchten Garten besaß, der sich, mit allerlei merkwürdigen Capriccios der Baukunst versehen, den jähen Hang des Berges herunterzog: doch Richard selbst erfreute sich keines besonderen Ansehens in der Stadt. Er war seines Zeichens Jurist; doch hatte der Staat bisher hartnäckig verschmäht, seiner juristischen Weisheit den officiellen Stempel aufzudrücken. Zweimal war er durch das Examen gefallen und jetzt eben damit beschäftigt, sich von diesen Anstrengungen zu erholen und etwas Athem zu schöpfen, ehe er sich an das Ministerium mit der Bitte wandte, noch einmal zu gestatten, daß er den Examinatoren ein Licht über seine bisher verkannte Weisheit aufstecke. Unter seinen Gefährten galt er für einen aufgeweckten Kopf, der allerlei gute Einfälle hatte. Er selbst war sich ganz klar über die Ursache jener Unfälle, welche sein Ansehen bei allen Würdenträgern der Gemeinde erschüttert hatten; er setzte seinen Freunden ausein=

ander, daß er eben ein Genie sei und ein Genie werde nie sein Examen bestehen; ein Genie schöpfe aus sich selbst, es brauche deshalb kein Gedächtniß zu haben; denn das Gedächtniß sei nur für diejenigen nöthig, welche alles wiederholten, was bisher von anderen gedacht und gesagt worden. Er leide in der That an einem schwachen Gedächtniß; sein Geist lasse sich einmal nicht wie ein Lastthier alles mögliche aufpacken; es rutsche alles wieder von ihm herunter, wenn er, sich selbst genug, in muthiger Freiheit dahinstürme. Beim Examen aber wolle man nur abladen Colli für Colli, was jahrelang durch die Herren Professoren aufgeladen worden sei, und wenn man da nichts fände, wenn man anstatt des stöhnenden Lastthiers einen muthigen Renner vor sich sehe, gebe man ihm einen Klaps und lasse ihn laufen.

Das leuchtete Richard's Freunden vollständig ein; der Klaps aber, mit dem er entlassen worden, erschien doch den soliden Bürgern wenig schmeichelhaft, und auch der Schiffer Dietrich, obschon er von der Gelehrsamkeit keine hohe Meinung hatte, sah doch mit Mißtrauen auf den jungen Mann, der gar nicht über den Berg kommen konnte.

„Einen Curaçao, Onkel Dietrich," rief Richard ihm schon aus der Ferne zu; „Ihr seid ja jetzt, nachdem Ihr Eure Wasserbude zugemacht habt, ein

Schnapsbudiker wie die anderen droben. Her mit dem Feuergeist! Man friert ja fast, wenn man das kalte Wasser und diese kühle Nixe ansieht. Guten Abend, Lurline!“

Das Mädchen erwiderte den Gruß mit leichtem Kopfnicken; es lag dabei etwas Trotziges in ihren Zügen, man sah daß zwischen den beiden eine feindselige Spannung herrschte. Der Ton, den Richard gegenüber der Wasserkünstlerin anschlug, mochte sie verstimmen: er hatte etwas Vertrauliches und dazu hatte sie ihm kein Recht gegeben. Der alte Schiffer winkte ihr zu, sie möge den Curaçao herbeiholen; doch sie hatte offenbar keine Lust, die Hebe zu spielen, sie wandte sich ab und ging am Ufer auf und nieder. Der alte Dietrich mußte selbst aufstehen und den Wirth spielen und es war gerade kein freundliches Gesicht, mit dem er seinem Gast den Liqueur credenzte.

„Ich will etwas auf dem Wasser fahren,“ sagte Richard, nachdem er sich gütlich gethan, „Lurline kann mich ja rudern.“

„Ich will nicht,“ sagte diese trotzig.

„Und ich kann jetzt nicht,“ versetzte der Alte „wir müssen noch die eine Zelle abtragen. Die Arbeiter sind schon damit beschäftigt.“

„Das nennt man einen Strike,“ sagte Richard herausfordernd, „das wird nicht geduldet! Wer das

Recht hat, hat auch die entsprechende Pflicht! Das weiß ich noch von meinem letzten Examen her. Ihr müßt einen Kahn mobil machen, wenn ich's verlange und mich über's Wasser fahren. Warum sträubt sich denn Lurlinchen? Sie fährt ja oft Handwerksburschen und Fabrikarbeiter ans andere Ufer."

„Die ärgern mich nicht", versetzte Lurline.

Harmlose Scherze, Onkel Dietrich! — Ich erzähle ihr oft Märchen von den Wasserfeen, die da unten im Krystallpalaste hausen . . . und wie liebenswürdig diese allerliebsten Fischjungfrauen sind . . . wie sie jeden anlächeln mit rosigen Lippen und verständnißinnigen Augen. und daß es da unten gar keine Schmollwinkel giebt für solche verdrossene Nixen, wie sie selbst, die jedes freundliche Wort mit einem bösen Blick erwidern und die so unnahbar sind, als wären sie in einer Taucherglocke versteckt."

„Ich will mit ihm nicht allein auf dem Wasser sein," sagte Lurline zu ihrem Onkel.

„Bei Gott . . . das klingt ja, als wäre ich eine feuergefährliche Ladung! Ich sitze so still und ruhig im Kahn und sehe ihr nur in die Augen . . . das kann ich ja nicht vermeiden, wenn sie mir gegenübersitzt; ich rege und rühre mich nicht . . . ich fürchte mich vor ihr. Ich bin ja kein Schwimmer und ich weiß, daß sie, wenn ich's ihr nicht recht mache, gelegentlich in's Wasser springt, und den

Kahn auf den Wellen treiben läßt, bis er an den Brückenpfeilern zerschellt. Oder sie läßt den Kahn mit uns beiden stranden und mich im Wasser jämmerlich untergehen. Wenn dabei Gefahr ist, so bin ich nur derjenige, der ihr ausgesetzt ist!"

„Gefahr?" lachte Lurline, indem sie ihre schönen Zähne zeigte . . . „ich kenne sie nicht! Das Wasser ist mir gehorsam und wer mich kränkt . . . "

„Ihr wollt also nicht, Lurline?"

„Nein," sagte sie kurz und bestimmt.

„Auch wenn ich Euch bitte," sagte Richard, näher tretend und ihre Hand ergreifend.

„Allein mit Ihnen, . . . nein! Und daß ich's nicht will, es ist vielleicht ein Glück für Sie! Sie fürchten sich . . . und Ihre Furcht ist nicht ohne Grund! Ich habe oft arge Gedanken, wenn ich mit Ihnen über's Wasser gleite. Neulich . . . Sie sahen mich an . . . ich will nicht so angesehen sein! Es ist mir eine Qual, eine Marter, eine Beleidigung. Es ist solch ein Schlangenblick, der mich verzaubert, der mir wehe thut. Und dann denk' ich . . . ein kühnes Schwanken, ein Ruck mit dem Kahn . . . ich schüttl' ab, was sich so aufdringlich an mich hängt. Die Nixen da unten mögens apportieren, was ich ihnen zuwerfe . . . ich aber gleite ruhig allein weiter . . . nichts darf

sich an mich wagen . . . nur der Mond darf mir in's Auge sehen."

„Hab ich nicht recht, Onkel Dietrich? Sie will mit mir die Fische füttern. Gleichviel . . . ich wag's mit ihr! Ich will fahren . . . ich will!"

Er stampfte mit dem Fuße auf; der Schiffer sah keinen anderen Ausweg, als selbst zum Ruder zu greifen. Da ertönte plötzlich in nächster Nähe des Häuschens ein munteres Gelächter . . . und Lurlinens Freundinnen tauchten hinter der letzten Pappel auf. Sie eilte ihnen entgegen.

„Was giebt's denn?" fragte Lore; „der junge Herr ist ja so ungeberdig; man hört's über die Wiese herüber."

„Ich soll ihn auf dem Flusse herumrudern."

„Er ist wohl zu bequem, selbst zum Ruder zu greifen?" fragte Lore, die näher getreten war, ihr Näschen keck in die Höhe warf und recht vernehmlich sprach; er ist ja solch ein Herrchen mit Glacéhandschuhen, dem die zarten Fingerchen wehthun, wenn sie etwas anderes anrühren als das nicht minder zarte Händchen einer Balldame."

„Ich fahre nicht mehr mit ihm allein auf dem Wasser," versetzte Lurline.

„Nun so nimm uns mit," sagte die bleiche Rosa, der gerade jetzt ein Wiederschein vom Westhimmel den Gefallen that, in ihre Züge hineinzu-

leuchten, sodaß sie im rötlichen Schimmer sich ihres Namens weniger zu schämen brauchte. „Der Abend ist schön . . . da ist uns allen geholfen! Wir kamen eben, um etwas zu gondeln; Mutter sieht nach der Wäsche auf der Bleiche . . . ich habe Urlaub!“

„Mit euch zusammen,“ versetzte Lurline, „das ist etwas anderes!“

Und rasch löste sie den Kahn vom Ufer und lud Richard mit vornehmer Handbewegung ein, mit einzusteigen. Der alte Schiffer nickte befriedigt, und schritt über die schwankende Tonnenbrücke seinem festgeankerten Bretterhause zu, das unter den Schlägen der Zimmerleute aus allen Fugen ging.

Der Kahn glitt indeß flußaufwärts. Lurline führte kräftig das Ruder . . . die drei Mädchen stimmten ein lustiges Lied an, welches an den Uferfelsen zur Rechten widerhallte. Zur Linken lag die Stadt im Abendlicht auf ihren Höhen . . . die sich immer mehr erhellende Mondsichel unterschied sich deutlicher von dem Wolkenflaume, der jetzt in leiser Röthe schimmerte, — nicht lange mehr konnte es dauern, so stand der ketzerische Halbmond hoch über dem Gothischen Thurme der Stadtkirche.

Richard saß mißmutig im Kahn . . . er hatte seinen Willen; doch es war anders gekommen, als er gewünscht hatte. Heute gerade war er so unternehmungslustig zum Flusse herabgestiegen; er hatte

große Hoffnungen gesetzt, auf die einsame Kahnfahrt, mit der Wasserkönigin, und nun waren die andern Mädchen gekommen, mit ihrer störenden Aufdringlichkeit und saßen zwischen ihnen mit ihren albernen Gesichtern; er konnte sie nicht leiden, die kecke Lore mit dem aufgewippten Näschen und dem verwegenen Lächeln um die vollen Lippen; sie war ein herumfliegendes Scandal- und Witzblatt des Städtchens, gefürchtet wegen ihrer ebenso glücklichen wie boshaften Einfälle. Unleidlich war ihm auch die nichtssagende Rosa mit dem ausgewaschenen Kalkgesicht. Gleichwohl wandte er sich an diese, mit besonderer Freundlichkeit, ja mit einem gewissen zärtlichen Ton; er mußte doch sein Plaisir von der Fahrt haben und gab sich alle Mühe Lurline eifersüchtig zu machen.

„Röschen, wie hübsch sahen Sie neulich aus im weißen Kleide beim Sommerfeste! Alle Welt bemerkte das . . . und ich nicht unter den letzten. Doch sie sind zu gutmüthig, Röschen, Sie müssen ihre Verehrer entschiedener zurückweisen.

„Nun, es scheint, daß sie mit ihnen den Anfang machen kann," warf Lore ein.

„Sie gehen sonst unter im Gedränge," fuhr Richard fort. „Sie sind ein bescheidenes Blümchen. Doch das gefällt gerade . . . ich ziehe das Veilchen im Busche der knallrothen Päonie vor, die sich

an den Gartenweg drängt, und den hohen majestätischen Lilien, die sich so viel einbilden auf ihre unnahbare Herrlichkeit."

„Knallrothe Päonien giebts gar nicht, Herr Born," sagte Lore, „kommen sie mir nicht ins Gehege; ich bin eines Gärtners Tochter, wenn Sie mich mit einer Blume vergleichen wollen, so muß alles seine Richtigkeit haben: Stengel, Blatt und Farbe der Krone. Sonst zerflück' ich sie Ihnen und werfe sie Ihnen in's Gesicht."

Richard ließ sich durch die Zwischenreden des kecken Mädchens nicht stören, der bleichen Rosa die liebenswürdigsten, fast vertraulich klingenden Dinge zu sagen. Und Rosa hörte ihm zu wie berauscht.

Lurline führte das Ruder fest und still. Kein Wort entging ihr . . . und jedes griff ihr ans Herz. Sie war nicht eifersüchtig; sie wußte, er heuchelte, er sagte seiner Nachbarin die Unwahrheit und seine Pfeile hatten ein anderes Ziel; doch es that ihr weh, daß er sie kränken wollte.

Sie legte plötzlich das Ruder beiseite, ließ den Kahn durch die Wellen gleiten, deren Strömung ihn rückwärts trieb . . . und saß, das Gesicht in die Hand gestützt.

Wir wollen drüben landen," rief Lore, es klettert sich so hübsch den buschigen Hang hinauf

. . . und es giebt auch noch blaue Brombeeren . . . die Spätlinge des Jahres."

Lurline nickte, griff wieder zum Ruder und lenkte seitwärts zum Flußufer. Richard sprang nicht sonderlich geschickt aus dem Kahne . . . sie zuckte die Achseln.

Nun ging's den Berg hinan; zwischen den Weißdorn- und Haselnußbüschen ragten hier und dort steile Steinklippen hervor. Der Hartriegel begann seine bluthrothe Winterfarbe anzunehmen; am Schlehdorn hingen die schwarzblauen Kugeln; Lore bombardirte mit diesen herben Früchten den jungen Juristen. „Die sind ungenießbar, bis ein tüchtiger Frost über sie gekommen. Vielleicht werden sie auch einmal genießbarer, Herr Born, wenn Sie im Leben gehörig durchgefroren und zusammengeschüttelt worden sind."

Beim Emporklettern am pfadlosen Hang vereinzelten sich die Mädchen, um so mehr, als sie hier und dort die Brombeerbüsche absuchten. Richard schloß sich an Lurline an; doch konnte er nicht Schritt halten mit der Bergsteigerin, die sich den steilsten Hang aussuchte und von den erstiegenen Klippen oft nach der andern Seite mit kühnem Schwung in die Büsche hinabsprang, die über ihr wie grüne Wogen zusammenschlugen. Richard

mußte oft auf Umwegen sie zu erreichen suchen und gelangte dann athemlos in ihre Nähe.

„Sie zürnen mir, Lurline," rief er zu ihr empor, als sie wieder auf einem vorspringenden Felsenerker stand, mit blondem, wallendem Gelock, im matten Abendlicht, das schon dem Dämmerschein aus den Tiefen wich, wie eine verlockende Waldfrau; „Sie wissen nicht, wie ich mich sehne, mit Ihnen allein zu sein; wenn Sie mich nur mit einem kleinen Zeichen Ihrer Gunst beglücken wollten."

Sie war nicht gewandt in der Rede, sie hatte etwas von den Elementargeistern in Wasser und Luft, etwas schweigsam Hingebendes; die Worte Richards verhallten nicht spurlos, doch sie wehrte sich gegen ihren Eindruck. Sie wußte nichts zu erwidern; da war es ihr sehr willkommen, daß Rosa sich inzwischen zu ihnen gefunden hatte und ihr jede Antwort ersparte.

Lore, die nach den späten Brombeeren ein unwiderstehliches Gelüste empfand, kletterte auf und ab, immer weiter sich von den Gefährtinnen entfernend. So vernahmen diese nicht den lauten Aufschrei, den sie ausstieß, als sie in den Brombeerbüschen etwas liegen sah, das sie hier durchaus nicht erwartet hatte. Es war dies nicht eben eine Kreuzotter, die hinter dem Felsgestein hervor-

schleichend, ihr bedrohlich die gekrönte Stirn gezeigt hätte; es war nichts anderes als ein männliches Wesen, welches lang ausgestreckt am Hange lag, den Kopf in die Hand gestützt; es rührte sich weiter nicht, als das Mädchen, durch seinen plötzlichen Anblick überrascht einen schreckhaften Schrei ausstieß; es blitzte sie nur mit seinen kleinen funkelnden Augen an, und brach in ein heiseres Gelächter aus.

Lore ließ die gesammelten Brombeeren aus ihrer Schürze fallen und wenn sie nicht gleich die Flucht ergriff, so kam dieß nur daher, daß ihre Neugier größer war, als ihre Furcht.

„Sie können mir einige dieser Beeren zu Erquickung geben,“ sagte er „ich habe in der That etwas Durst; der Wind auf dem staubigen Heerwege hat mich ausgetrocknet.“

Jetzt betrachtete Lore den Fremdling etwas näher; er sprach ja die deutsche Muttersprache und zwar wie ein gebildeter Mann. Seine Kleider waren in der That mit dem Staube der Straße bedeckt; er mußte lange gewandert sein. Der breitränderige Hut bedeckte einen von gräulich schimmernden, langen Haaren umwallten Kopf; ein dichter, ebenfalls mit Grau gemischter Bart machte einen verwilderten Eindruck; unter schweren dichten Brauen lagen die Augen wie glühende Kohlen. Der Fremde hatte das Aussehen eines Vagabunden und doch

lag in seinem Wesen etwas Vornehmes. Ein Brillantring funkelte an seiner Hand und eine goldene Uhrkette mit reichem Gehänge zierte seine Weste.

„Die Brombeeren sind jetzt sehr selten," versetzte Lore, indem sie sich bückte um die verlorenen wieder einzusammeln; sie schien keine Lust zu empfinden, den Fremden zu erquicken, wie sie überhaupt für Samariterdienste nicht geschaffen war; es hat mir Mühe genug gemacht, sie aufzusuchen und abzupflücken und ich esse sie am liebsten selbst."

Bei diesen Worten steckte sie drei Beeren in den Mund und verzehrte sie mit naschhaftem Behagen.

Jetzt richtete sich der Fremde auf, schüttelte den Staub von sich, der ihn wie ein Gewölk umflog und stand vor Lore: er war stattlich und hochgewachsen; finster blickte er jetzt unter den dunkeln Brauen.

„Das ist herzlos," sagte er „und unweiblich!"

Lore antwortete nicht; sie ließ sich im ruhigen Genuß der Brombeeren nicht stören, obschon sie zu dem Fremden mit etwas scheuem Blick in die Höhe sah.

„Doch so sind sie alle," fuhr dieser fort, „jung und alt, Mann und Weib, jeder wahrt sich was er hat, und wir, die wir nichts haben, sind ange-

wiesen auf tapfere Nothwehr mit allen Waffen, mögen sie scharf oder stumpf, erlaubt oder verfehmt sein. Mir ist diese Nothwehr schlecht bekommen und doch muß ich sie fortsetzen, so lang' ich athme."

Mit Lore's Heldenmuth war's nun zu Ende; es schien ihr das Beste, die Flucht zu ergreifen.

„Halt!" rief der Fremde, „Du brauchst Dich nicht zu fürchten; ich trachte nicht nach Deinen Süßigkeiten, auch bin ich kein Straßenräuber. Doch ich plaudere gern mit einer so hartherzigen Schönen welche ihre Ahnfrau im Paradiese sich nicht zum Muster nimmt, denn diese war gutmüthig und reichte dem Manne den Apfel dar. Doch mir gefällt alles Nichtswürdige, Grausame, Teuflische, besonders wenns von der Natur so liebenswürdig costümirt und ausgestattet ist . . . und ich labe mich am Anblick dieser kleinen weiblichen Teufel; es ist eine so reizende Lüge, diese rothwangigen Sodomsäpfel mit der stiebenden Asche darin. Daß die Natur so fügen kann, daß freut mich von Herzen; es rechtfertigt die Lügen, mit denen die arme Menschheit sich zur Wehr setzen muß. Halt da, Kleine! Ich habe noch einige Fragen an Dich zu richten."

Schon wieder hatte Lore Miene gemacht, sich aus der unheimlichen Nähe des Fremden schleunigst zu entfernen; doch er hatte etwas so Gebieterisches,

daß sie jeden Fluchtversuch aufgab, als er ihr ein Halt zurief.

„Dein Name?"

Lore hatte zwar das Gefühl, daß sie eher diesen Vagabunden nach seinem Namen und Wanderbuch zu fragen, als ihm Rede zu stehen hätte; gleichwohl antwortete sie gewissenhaft, als stünde sie vor Gericht:

„Ich bin Lore Meisel, des Gärtners Tochter."

„Eine anmuthige Blume, dabei wohl eine kleine Giftblume; ich werde mir den Namen merken. Vielleicht kann ich mich revanchiren für das gastliche Entgegenkommen."

„Ich hoffe," versetzte Lore, die sich jetzt ein Herz faßte, „daß Sie mich und die ganze unangenehme Begegnung bald vergessen werden . . . ich will Ihnen hierin mit gutem Beispiel vorangehen."

„Sachte, sachte, mein Kind . . . ich notire mir alle Deine Bosheiten . . . Du gefällst mir. Und was suchst Du hier am Felshang?"

„Brombeeren, wie Sie wissen."

„Allein?"

„O nein . . . ich sehe mich schon immer nach meiner Begleitung um, einem Herrn und zwei Damen . . . sie können nicht weit von hier sein; wir haben uns in den Büschen zerstreut; ich bin nicht schutzlos, mein Herr . . ."

„Das ist Niemand, dem die Natur den Giftzahn gab. Wie weit ist's von dem Städtchen, das dort so unbequem am Berge hängt, bis nach dem Rittergute Wohnau?"

„Dem Gute des Barons Protter?"

„Ja, mein Kind!"

„Eine gute Stunde . . . der Weg führt im Flußthal abwärts, dort an den Hügeln entlang!"

„Und welches ist das erste Hotel in Lorstein?"

Mit einem spöttischen Lächeln musterte Lore den Fremden und sagte dann:

„Der russische Hof . . . wenn Sie dort Aufnahme finden!"

„So überfüllt ist's dort immer?" versetzte der Vagabond, indem er dem kecken Mädchen einen unfreundlichen Blick zuwarf; „sei versichert, ich werde meine Rechnung bezahlen."

Und leicht mit dem Kopfe nickend und den Knotenstock in seiner Hand schwingend, schritt er von dannen.

Lore sah dem Fremden lange nach, wie er durch die Büsche kletternd dem oben auf der Höhe sich hinziehenden Heerweg zuschritt: ihr war zu Muthe als wäre sie von einem schlimmen Alp erlöst. Bald kamen auch Lurline, Rosa und Richard und mahnten zur Rückkehr.

Lurline war sanfter und minder trotzig als

vorher; sie trug einige Herbstblumen in der Hand; ohne Frage hatte sie Richard gepflückt.

Lore erzählte von ihrer Begegnung mit großer Lebendigkeit und entwarf ein abschreckendes Bild von dem Waldteufel, in dessen Hände sie gerathen war; man erging sich in Muthmaßungen über den fremden Mann. Richard sprach beredt über die Gefahren des Vagabondenthums und citirte einige Gesetzesstellen, die er vor kurzem nachgelesen, nachdem er die bezüglichen Fragen beim Examen nicht hatte beanworten können.

„Danke Gott," sagte er zu Lore, „daß Du mit heiler Haut davon gekommen bist: es giebt jetzt so viele Mädchenmörder . . ."

„Doch die machen zuerst Heirathsanträge," versetzte Lore.

„Nicht immer — so höflich ist man nur in Österreich!"

Bald saßen die vier im Kahn; eine weiche Dämmerung lag über dem Thale . . . über der Stadt verschmolz das Mondlicht mit dem letzten Abendschimmer. Lurline regte träumerisch das Ruder . . . ihre Blicke ruhten auf Richard, wenn ers nicht bemerkte, mit soviel Seele, als eine kühle Wassernixe aufbieten kann; doch wenn er mit ihr sprach gab sie kurze und kalte Antworten.

Am nächsten Morgen erzählte der Schiffer Dietrich, Lurline habe im Traume gesprochen, und von allerlei wunderbaren Dingen.

Fünftes Kapitel.

Zwei Berühmtheiten außer Dienst.

Wiederum saß Sanders bei seinen Tagebüchern! er schrieb, indem er bisweilen zu dem Bilde der schönen Frau an der Wand emporsah:

„Jeder hat seine Blütenepoche in seinem Leben; es ist diejenige, welche am reichsten ist an Illusionen und an jenen Verzeichnungen der Phantasie, in denen ein großer Theil unseres Glückes liegt. Freilich, es muß uns ein Wesen begegnen, welches die Natur hinlänglich mit Vorzügen ausgestattet hat, daß unsere Phantasie ein übriges thun kann ohne allzusehr unsern Scharfblick zu beschämen. Es giebt ja Verblendete genug, welche an die düstere Erscheinung, von welcher sich jeder abwendet, der hellen Sinn und Blick besitzt, den luxuriösesten Aufwand ihrer Einbildungskraft und ihres Gefühls verschwenden. Solch | ein raffinirter Selbstgenuß — nichts anderes ist so blinde Leidenschaft — lag mir fern; ich liebte und begehrte

was alle liebenswerth und begehrenswerth fanden, ein schönes, ein gefeiertes Weib . . . und doch vergeudete ich die edelste Kraft meiner Seele an ein Trugbild. Damals glaubt' ich dies nicht, doch jetzt, nach langem Zweifeln und Schwanken schreibe ich's nieder, das entscheidende Wort, und reiße damit einige der schönsten und glänzendsten Blätter aus dem Buche meines Lebens.

„O Jugend, Jugend, du bist alles,
Ein Zauber, der nur einmal blüht,
Der volle Sturz des Wasserfalles,
Der später selt'ne Tropfen sprüht,
Der duft'ge Glanz in vollen Locken
Und der Begeist'rung Glorienschein:
Da läutet noch mit allen Glocken
Das Leben seinen Festtag ein.

Da bringt die Ferne selig Ahnen,
Die Nähe frischen Morgengruß,
Und in verheißungsvolle Bahnen
Tritt freudig der beschwingte Fuß.
Ein Wunder, was die Blicke schauen,
Ein Wunder was das Herz bewegt:
Endloser kann kein Himmel blauen,
Als der, den sie im Busen trägt."

„Wie schwärmt' ich in meiner Jugend für das Theater — und diese Schwärmerei begleitete mich bis in das Mannesalter hinein! O, daß wir so gering von der Jugend denken . . . sie gilt für die unreife Zeit des Lebens; alles in ihr soll keinen eigenen Werth haben, ist nur auf die Zukunft gerichtet; man sucht sie so bald wie möglich los zu

werden, um in der Welt etwas zu sein und zu gelten; es ist oft, als schäme man sich derselben; sie erscheint ja blos als das Atelier, in der die Statue des Mannes zurechtgemeißelt wird . . . o wie thöricht ist solcher Wahn! Die Jugend ist unsere Glanzzeit; ihr fällt das Höchste zu, was der Mensch erreichen kann. Selbst des Mannes Bedeutung mißt sich danach, wie viel Jugend er sich bewahrt und mithinübergerettet hat in späte Lebensjahre.

Ich selbst hasche krampfhaft danach, wenn mir müde Gedanken kommen, wenn der Körper immer mehr Macht gewinnt über die Seele und wir an den Flug der leicht beschwingten Psyche zu glauben verlernen. Des Alters vielgerühmte Weisheit ist nicht so preiswürdig, wie gefabelt wird; es mag auf dem Katheder, auf der Kanzel, der Tribüne mit den zusammengelesenen Schätzen der Jahrhunderte und mit den mühsam erworbenen Lebenserfahrungen prunken, wie mit seinem Silberhaar oder kahlen Scheitel, den des Gedankens Arbeit der jugendlichen Zier beraubt hat; im Herzen seines Herzens ist das Alter skeptisch und cynisch. Es mag wohl Ausnahmen geben, fromme Landpfarrer, die den Blick fortwährend auf die enge Pforte gerichtet haben, die in's Jenseits führt, und auf den verklärenden Strahl, der von dort aus auf

sie fällt; doch die andern empfinden um so tiefer die Kränkung der Natur, die nacheinander alle Zweige eines Lebensbaumes entblättert; sie fühlen die Allgewalt des Körpers, welche erlahmend auch die Seele lähmt; sie zweifeln an der Selbstherrlichkeit und Freizügigkeit dieses vergeblich an den Gittern seines Käfigs rüttelnden Paradiesvogels; sie werden cynisch, indem sie einstimmen in den Hohn der Natur, die mit der schweren Wucht der Materie den Geist hinabzieht zur Erde und in die Erde.

Jung sterben die Menschheitserlöser wie Christus; aber die ehrwürdigen Alten sitzen versteinert wie die Senatoren Roms, welche die Gallier des Brennus am Barte zupften. Alles zupft das Alter am Barte . . . es ist sein Heldenmuth, dies ruhig zu dulden.

Ich wahrte mir ein jugendliches Gefühl bis in die Blüte des Mannesalters hinein, und wenn ich auch nicht wie der Dichter das Leben selbst an das Bild des Lebens setzen konnte, so blieb doch diese Welt der Täuschung für mich ein ideales Reich und der Schimmer der Prosceniumslampen verklärte mir das Leben: ich wußte wohl, daß die schönen traumhaften Walddecorationen nur pappene Coulissen sind, daß man nur mit Hülfe der Stricke und Maschinerien sich auf den Zauberwagen und in den Feengondeln zum Himmel erhebt und daß es

hinter den Coulissen noch mehr Versenkungen giebt als auf der Bühne — geistige und moralische; doch das alles konnte meine Bewunderung und Begeisterung nicht dämpfen und wenn das Licht der abendlichen Zauberlampen die Bühne überfluthete, so erschien sie mir wie eine höhere Welt und alle, die ich auf ihr sah, wie Wesen höherer Art.

Ein solches Wesen sollte ich kennen lernen: es war eine noch sehr jugendliche begabte Künstlerin, eine von jenen, die den elektrisch zündenden Funken besitzen, der bei andern oft so mühsam durch das Zusammenschlagen von Stein und Stahl erzeugt wird. Es giebt in aller Kunst etwas Unerklärliches, Unergründliches . . . das Geheimniß der Inspiration: darum habe ich so lange Zeit so gering gedacht von jeder Kritik; denn sie wird immer an der Oberfläche weilen; die Schauspielkritik wird die für ihre Rolle passende oder nicht passende Erscheinung der Künstler, die Kraft ihres Organs oder das Unzureichende desselben, sinnvollen oder verständnißlosen Vortrag rühmen oder tadeln: doch wo das Geheimniß der inneren Schöpfungs- und Gestaltungskraft beginnt, da reichen ihre Maßstäbe nicht aus, da versagen ihre Rubriken und Kategorien. Darum hat echte Kritik gegenüber solchen bewältigenden künstlerischen Erscheinungen keine andere Wahl, als die Waffen fortzuwerfen und die warme Sprache

jener wehrlosen Bewunderung zu sprechen, die sich auf Gnade oder Ungnade dem Genie ergiebt. Wenn der hinreißende Strom der dichterischen Begeisterung, wie vom Parnaß die ewige Quelle, von den Lippen der begnadeten Künstlerin quillt . . . dann öffnen sich alle Herzen weit und es durchweht sie ein erfrischender Hauch, ein Odem des Göttlichen. So war es mir zu Muthe, so oft Sabine Geldern auf der Bühne erschien; immer bedeutend und hoheitsvoll, ohne die riesige Größe eines Meßbudenwunders; man vergaß, sie mit so äußerlichem Maße zu messen. Ihr Organ hatte eine wunderbare Kraft und Fülle; doch sein Fluthstrom ebbte auch zu sanften und weichen Tönen und melodisch, niemals sprunghaft, waren alle Uebergänge. Ihr Gesicht war schön geschnitten, doch in weichen Linien: ich liebte bei Frauen nie den Zickzack jener heldenhaften Profile, welche die Silhouettenscheere der Natur bisweilen auszuschneiden liebt, ohne sich sonderlich um das „ewig Weibliche" zu bekümmern. Alle Mannweiber waren mir stets verhaßt; wo die Natur ihre schön und festgezogenen Grenzen selbst verwischt, da schafft sie im Halbschlaf und ist unserer Bewunderung nicht werth. Sabine blieb immer weiblich, auch als Heldin, und noch mehr, sie blieb immer eine Dichterin, Corinna auf dem Capitol! Eine Künstlerin, die kein dichterisch Ge-

müth hat, wird weder die Gestalten der Dichter verkörpern noch ihre Sprache sprechen können. Das muß alles von ihren Lippen fließen, als käm' es aus ihrer eigenen Seele! Ohne so weihevolle Wiedergeburt giebt es keine wahre darstellende Kunst: ihr Geheimniß ist das Geheimniß der Seelenwanderung, der Dichter muß mit seiner ganzen Seele im Darsteller fortleben.

„Der Künstlerin trat ich nun im Leben näher; jene andächtige Stimmung, die sie mir im Theater einflößte, bracht' ich in ihr Boudoir mit. Wie ganz anders fühlt' ich als die anderen, die in jeder Schauspielerin mehr oder weniger eine preisgegebene Schönheit sehen. Stellt sie sich doch zur Schau auf den Brettern vor aller Welt; hascht sie doch nach dem Beifall der Menge, sucht sie ihn doch durch liebenswürdige Coquetterie oder durch die seelenvoll einschmeichelnden Accente einer Liebe zu erlangen, die sie vor dem Spiegel einstudiert hat; schminkt sie sich doch ein Gesicht zurecht, das aller Welt gefallen soll . . bannt sie doch ein Lächeln auf ihre Lippen, das alle Welt entzücken soll. Verfängliche Aehnlichkeiten, welche die Künstlerin bei gemeiner Auffassung herabzuwürdigen scheinen! Und so wandelt es auch viele an, wie es im „Faust" heißt, „mit solcher Dirne geradezu zu handeln." Doch eine echte Dame sticht alle diese Buben . . . so

war es auch bei Sabine Geldern. Sie traten früh genug den Rückzug an, wenn sie erkannten, daß diese Künstlerin Ernst machte mit ihrer Kunst und keine Schleppe derselben im Staube der Halbwelt nachschleifte. Ich aber erblickte in ihr, wenn sie in ihrem schönen Boudoir saß, unter Bildern, Statuetten, kunstsinnig ausgewählten Nippsachen, eleganten Büchern, die oft aufgeschlagen auf ihrem Toilettentisch lagen, eine echte Priesterin der Kunst und huldigte ihr aus vollem Herzen.

„Sie hatte die Hauptrolle in meinem ersten erfolgreichen Stücke gespielt: das brachte uns näher: es war eine Art von Seelengemeinschaft und außerdem ein gemeinsamer glücklicher Wurf, der uns gleichen Ruhm verschaffte. Das hatt' ich voraus vor all' den anderen Bewerbern um ihre Gunst. Ich hatte sie vorher in mein Dichtwerk eingeweiht, die Rolle mit ihr durchgenommen; mit feinem Gefühl, mit tiefem Verständnis kam sie mir entgegen. Schon erfüllte mich eine feurige Neigung zu ihr; sie aber zeigte mir nur kühle Freundschaft. Da kam der Theaterabend, der ihr und mir stürmischen Beifall brachte. Rien ne réussit que le succès . . . auch die Blume der Liebe erschließt sich ganz und voll im Hauche des Glückes. Ich war ihr vorher ein begabter Anfänger; sie schätzte mein Talent, aber sie mißtraute vielleicht ihrem eigenen

Urtheil; wie triumphirte sie, als der Erfolg es bestätigt hatte, und nun wandte sie mir auch ihr Herz in Liebe zu. War ich ein anderer geworden als früher? Hatte meine Neigung nicht schon vorher eine so warme innige Sprache gesprochen, daß ich ihr Herz hätte gewinnen müssen, wenn es mir irgend ein Gefühl entgegenbrachte? War es schnöde Berechnung, die erst in dem erfolgreichen Dichter einen Bewerber sah, dem auch sie den Erfolg zuwenden konnte? Was würde es helfen, die Gefühle des weiblichen Herzens auseinanderzufasern? Die Liebe ersteht nicht immer, wie die Dichter singen, mit einem Zauberschlage; sie ist nur das letzte Facit einer Reihe von Eindrücken und Empfindungen.

Mindestens ist solche Liebe so echt, wie diejenige, die der Augenblick geboren hat.

„Die Erinnerung an schöne Stunden und Tage erfüllt mich, den Einsamen, jetzt mit doppelter Wehmuth: unsere Liebe war reich; denn sie umfaßte das Reich des Schönen, das wir gemeinsam durchwandelt hatten und wuchs mit unserer wachsenden Begeisterung für das Vortreffliche, was der Genius der Menschheit geschaffen. Immer weicher und hingebender wurde das schöne Mädchen, immer glühender meine Leidenschaft. Und doch zögerte ich, ein Jawort für's Leben zu verlangen. Niemals hätte ich gewünscht, daß sie als meine Gattin der

Bühne den Rücken kehre; aber dann mußte sie ihr Wirken theilen . . . und die Ehe hat etwas Werktägliches; jede Künstlerin verliert vom Flügelstaub der Poesie, wenn das Joch der Ehe ihre Schwingen streift . . . am meisten in den Augen der Menge. Eine Künstlerin am häuslichen Heerd verliert das Priesterliche, das im Tempel der Kunst allein seine Stätte findet. Daß jede Priesterin eine Vestalin sei, ist Niemand so thöricht zu verlangen; aber die lauten Kinder einer gesetzlichen Ehe sind für sie bedrohlicher, als die verschwiegenen einer geheimen Liebe.

„Ich hatte inzwischen zur kritischen Feder gegriffen und jenen Staub von Feindschaften aufgewühlt, der mich zeitlebens verfolgen sollte: natürlich sang ich das Lob der Geliebten in allen Blättern und trug wesentlich zum Wachsthum ihres Ruhmes bei. Es dauerte nicht lange, so wurde sie als Stellvertreterin der erkrankten ersten Liebhaberin auf eine Saison an eine große Hofbühne engagirt. Das Blatt, das ich in's Leben gerufen, hielt mich fest in der Stadt, in der ich wohnte . . . nur hin und wieder konnte ich in die Residenz hinüberkommen, die Geliebte auf der Bühne sehen, in ihrem Boudoir sprechen. Das Publikum jubelte ihr zu, die Presse feierte sie; sie war auf der Höhe ihres Glückes und Ruhmes. Da trat in meinem eigenen Leben für mein dichterisches Schaffen die ungünstige Wendung

ein: mein zweites Stück wurde von der Kritik vernichtet; ich selbst war ein abgethaner Poet ohne jede Aussicht für die Zukunft. Wie mußte mich dies entmuthigen, auch der Geliebten gegenüber! Ein Mädchen, das sich einer stillen Liebe weiht, von der nur Gott im Himmel weiß, würde einem Manne, der ohne sein Verschulden auf der Bahn des Ruhmes gescheitert ist, mit doppelter Neigung anhängen, ihm Trost gewähren in einem weltfremden verschwiegenen Glücke; doch eine Künstlerin, die im Sonnenschein des Ruhmes wandelt, will sich nicht mit einem anderen in ruhmlosen Schatten flüchten.

„Das sagte mir mein Herz, und nur zu bald empfand ich, daß ich mich nicht getäuscht; es gehörten die feinen Fühlfäden der Liebe dazu, um diesen Eindruck zu empfangen; schüchtern trat ich auf, kühler als sonst wurde ich aufgenommen: es war kein Zweifel, die vernichtenden Kritiken waren wie Mehlthau auf unsere Liebe gefallen. Da zog auch ich mich stolz zurück; ich wollte ein Zeichen der Annäherung, der früheren Leidenschaft abwarten. Kühler und seltener wurden die Briefe, sie blieben zuletzt gänzlich aus. Nach längerer Zeit erfuhr ich, daß Sabine das Theater der Residenz verlassen und eine Reise nach Italien angetreten habe . . . ich erfuhr es von andern; denn sie selbst hatte mir es nicht geschrieben. Ihr Schweigen war ebenso

räthselhaft wie verletzend. Nach langen Jahren hörte ich, daß sie wieder an einer Bühne aufgetaucht sei: man erzählte es mir, denn ich war so grillenhaft, keine Zeitungen mehr zu lesen. In den Blättern wurde ihre vollkommene Schönheit gerühmt! Was kümmerte es mich? Ich war früh in Ruhm und Liebe bankerott geworden."

Soweit war Sanders in seinen Aufzeichnungen gekommen, als er durch die Klingel der Hausthüre und das Eintreten der Italienerin gestört wurde: sie meldete den Rechtsanwalt Born an, der in einer für das Gemeinwesen wichtigen Angelegenheit mit dem Herrn des Hauses zu sprechen wünsche. Sanders hatte schon oft ähnliche Besuche abgelehnt; doch er fürchtete, die öffentliche Meinung, die in einem solchen Städtchen sich rascher bildet und einen empfindlicheren Druck ausübt als in großen Residenzen, allzusehr gegen sich aufzubringen, wenn er beharrlich jeder Annäherung aus dem Wege ging, besonders aber, wenn er den Anforderungen sich zu entziehen suchte, welche seine neuen Mitbürger an ihn zu stellen ein Recht hatten. So durfte Herr Rechtsanwalt Born in das Heiligthum eintreten: es war ein ältlicher Herr mit grauen Haaren, die von der Stirn aus in die Höhe gekämmt waren und seinem Aussehen etwas Trotziges, Rebellisches verliehen. Unter dicken, grauen Augenbrauen blickten zwei unruhig funkelnde

Augen hervor, welche diesen Eindruck verstärkten; um den Mund lagen ein paar mürrische Falten.

Sein ganzes Auftreten hatte etwas herausfordernd Jugendliches, was die grauen Haare Lügen strafen sollte: sein modisch geschnittner heller Sommerrock erinnerte fast an das Jaquet junger Stürmer und Dränger aus den Jockeyclubs, und das Stöckchen, das er in der Hand schwenkte, war von einer entsprechenden Zierlichkeit und Niedlichkeit.

Als er in das Zimmer trat, verdrängte ein Lächeln die mürrischen Falten um seinen Mund; es war dies nicht blos der Ausdruck einer künstlich heraufbeschworenen Freundlichkeit, sondern ihn erfüllte ein ungesuchtes Behagen bei dem Gedanken, daß er als der erste der Honoratioren des Städtchens in die Höhle des Löwen eingedrungen sei.

„Born — Rechtsanwalt Born", sagte er, indem er, einer Einladung des Hausherrn folgend, auf dem Sopha Platz nahm, „Sie werden von mir gehört haben."

Sanders hielt es für seine Pflicht, zustimmend zu nicken.

„Man spricht ja bisweilen von mir," fuhr Born fort, indem er vielsagend lächelte, auf ein feines Verständniß rechnend, welches für diese bescheidene Perlschrift das nöthige Vergrößerungsglas zur Hand

hatte, um die imponirende Wahrheit herauszulesen: „man spricht ja immer nur von mir!“

„In der That, seit ich in diesem Städtchen wohne . .“ , begann Sanders, in der guten Absicht, seinem Besucher etwas Schmeichelhaftes zu sagen; doch dieser, der allem Unangenehmen gern aus dem Wege ging, merkte schon aus dem Anfange der Anrede, daß eine empfindliche Beleidigung dahinter lauere und unterbrach daher den Redner rechtzeitig mit den Worten:

„Bitte, bitte . . . zu freundlich,“ während er im Stillen hinzusetzte! „In welcher Wildniß muß dieser Einsiedler früher gehaust haben . . . er kennt meinen Namen nicht.“

„Es freut mich,“ fuhr er dann fort, „daß Sie mir erlauben, Ihre Bekanntschaft zu machen: es ist dies eine besondere Gunst . . . so meint man wenigstens in unserem Städtchen, denn zu unserm großen Bedauern leben Sie ganz zurückgezogen. Eine so distinguirte Persönlichkeit . . . und Sie werden hier feine Kreise finden, Männer von Ruf, von Bildung, Damen, die etwas aus sich gemacht haben, ich meine, die auf einer gewissen geistigen Höhe stehen, keine Kaffee- und Klatschschwestern, keine häuslichen Poltergeister, die nur vom Morgen bis zum Abend in der Wirthschaft herumrumoren.“

„Ich bin davon überzeugt . . .“

„Leugnen Sie es nicht, mein Herr . . . Sie theilen das Vorurtheil, das man gegen die kleinen Städte hegt. Das ist alles Krähwinkel, mit dem sich bedeutende Männer nicht einlassen wollen. Als ob's die Masse machte! Welche Fülle von Nichtigkeiten in den großen Städten, in den Residenzen, in den Emporien des Handels! Welcher schaumspritzende Wogenschwall dieser sich drängenden Hunderttausende! Nichts als tosender Lärm der Brandung . . . nur daß der Sturm ein großes Meer in imposantere Bewegung setzt, als einen Landsee, einen Dorfteich. Doch klein ist auch in den größten Städten die Gemeinde der Geistreichen, der Berufenen, der Auserwählten, und schwerer finden sich dort die Gleichgestimmten zusammen. Wie ganz anders bei uns, in der kleinen Landstadt. Freilich, hohle Nüsse giebt's überall; wenn aber die Gunst des Schicksals einen Kreis tüchtiger Männer und hochstrebender Frauen in einem Städtchen versammelt hat, das nur durch ein Amtsgericht mit dem „Racker von Staat" zusammenhängt: da entfaltet sich ein geistiger Verkehr, den die Großstädte beneiden müssen. Und das ist bei uns der Fall, ich kann es mit Stolz sagen."

Born fuhr dabei mit der Hand in das rebellische Haar und nahm auf seinem Sitz eine Pose an, wie ein beifalllustiger Redner, welcher eine zündende

Wendung unter die Hörer geschleudert hat und auf den Sturm des Beifalls harrt, den sie entfesseln soll.

In der That, Herr Born sprach nicht wie gewöhnliche Menschen; jedes Wort strebte hinaus über die alltägliche Redeweise und schien nach dem parlamentarischen Lorbeer zu ringen. Nur ein bedenkliches Hemmniß störte die volle Wirkung dieser gutgeschulten Beredsamkeit: Herr Born litt an einer beständigen Heiserkeit, die schon seit Jahren keinem Mittel weichen wollte. So lag über den gewähltesten Worten ein melancholischer Schleier; was nützen die weltbewegenden Gedanken des Redners, wenn ein chronischer Katarrh des Kehlkopfes ihren Ausdruck so dämpft und verdüstert, daß das widerwillige Ohr sich nicht von ihnen umstricken läßt? Die düstere Tonfärbung erschwert schon das äußerliche Verständniß und schwächt jede Wirkung ab. Wenn aber Herr Born mit besonderem Nachdruck sprechen wollte, so konnte es ihm begegnen, daß das überreizte Organ Fisteltöne von sich gab, die sogar für die ernste Stimmung der Hörer gefährlich wurden.

„Darf ich fragen," versetzte Sanders, dem die Redegewandtheit des Rechtsanwalts nicht sonderlich imponirte, „worin ich der Gemeinde von Nutzen sein kann?"

„In vielen Dingen! Wir sind stolz darauf, Sie zu den Unsrigen zählen zu dürfen. Zunächst bitte

ich Sie im Namen des Vorstandes, dem Vereine für entlassene Sträflinge beitreten zu wollen, den wir hier begründet haben. Es ist ein großes sociales Uebel, die Strafe, welche die Gesellschaft nachträglich verhängt, wenn die Strafen des Staates abgebüßt sind: wir wollen keine Parias, die zeitlebens gebrandmarkt sind; der entlassene Strafgefangene soll wieder Achtung und Beschäftigung finden."

„Das ist human", sagte Sanders, „und entspricht meinen Anschauungen. Tragen Sie meinen Namen ein in die Liste Ihres Vereins!"

„Hier ist sie, bitte . . . wollen Sie selbst so freundlich sein . . . ein Autograph, das erste Lebenszeichen, das unsere Gemeinde von Ihnen erhält!"

Sanders griff zur Feder und schrieb seinen Namen ein, ohne irgend einen Titel, wie Born gehofft hatte. Er sah sich genöthigt, eine vorsichtige Prüfung anzustellen, um etwas über die Lebensverhältnisse des neuen Mitbürgers zu erfahren; doch Sanders umging mit Gewandtheit die gewünschten Antworten.

„Ich lebe meinen Studien," sagte er; „längere Zeit hielt ich mich in Italien auf; ich bin unabhängig durch ein kleines Vermögen, das meinen bescheidenen Ansprüchen genügt."

Born warf einen prüfenden Blick auf den eleganten Salon; er war Mitglied der Einschätzungscommission, welche nicht nur das Recht, sondern auch

die Pflicht hat, den Menschen ein Etikett anzuhängen, auf welchem ihr Werth in Thalern und Mark verzeichnet ist. Mit der feindseligen Absicht, den Nebenmenschen von Staatswegen und zum Besten der Gemeinde so gründlich wie möglich zu plündern, vereinte Herr Born wie seine Collegen den nöthigen Scharfsinn, um die verborgenen Schätze aufzuspüren und durch ein kühnes Rechenexempel aus allerlei bekannten Größen, die man mit Augen sah oder von denen man durch das Gerücht hörte, das unbekannte x aufzufinden, das Einkommen, das durch die Steuer decimirt werden sollte. Herr Born, der durch das geringe Entgegenkommen des neuen Stadtbürgers verstimmt wurde, nahm sich vor, das eingestandene kleine Vermögen durch das Vergrößerungsglas zu sehen, das der Commission für solche Fälle zu Gebote steht, und die Steuerschraube bei diesem Rentier, dem seine Mittel erlaubten, lange im Lande zu verweilen, wo die Citronen blühen, energisch zu handhaben.

Das Lächeln, das um seine Lippen schwebte, verrieth indeß nichts von diesem heimtückischen Vorhaben; er steckte die Liste zu sich, empfahl sich mit verbindlicher Miene und nur, daß er mit der Hand wiederholt in sein struppiges Haar fuhr, hätte bei allen denen, die ihn näher kannten, einige Bedenken erregt; es lag darin eine Art von Kriegserklärung; ehe er in früheren Zeiten als Parlamentsredner die

Tribüne bestieg, zeigte er durch diese herausfordernde Geberde seine Kampflust an, und noch jetzt war sie eine zarte Andeutung, daß er sich wie eine Rothhaut auf dem Kriegspfade befand und sich mit dem Scalp eines Feindes schmücken wollte.

Sechstes Kapitel.

Der Gegenbesuch.

Sanders konnte sich doch in die Einsamkeit einer deutschen Idylle nicht finden . . . hier fehlte der Zauber der Natur, der ihm im Sonnenlande Italien jahrelang ein weltfremdes Leben verschönert hatte.

Dort am Ufer des schönen Sees, dessen Wogen der sanfte Hauch aufblätterte, der von den Lorbeer- und Orangenterrassen der Inseln würzigen Duft herüberbrachte, mit dem Blick auf die Berggruppen, die theils steil an die Fluth herantraten, theils im Dufte der Ferne sich zu hohen eisbedeckten Zinnen emporgipfelten, in der wechselnden Beleuchtung, die jeden Schmelz, jede Gluth der Farbe annimmt: da erschien ihm seine von wildem Wein umrankte Eremitage, die Veranda, in der er zu lesen und zu schreiben pflegte, nur als ein freundliches Asyl der Musen: er konnte sich in das Volksleben mischen,

ein Glas Wein trinken mit den Bürgern des benachbarten Städtchens, mit einer munteren Winzerin sich im Reigen drehen: er blieb immer der Fremde, der Einsiedler . . . Niemand kümmerte sich um ihn.

Wie anders hier, wo man auf Schritt und Tritt ihm nachspürte! Und welch' ein trübes Einerlei . . . wie schläfrig gähnte ihm alles entgegen, wenn er über den Markt und durch die Straßen des Städtchens ging! Der Zeiger der alten Rathsuhr oben schleppte sich mühselig von Minute zu Minute; an den Ladenthüren standen die müßigen Verkäufer und sahen zu, wie der Schatten, den die Häuser im Scheine der wandelnden Sonne warfen, immer weiter über das Pflaster rückte . . . aus den Fenstern blickte hier und dort ein Gesicht nach dem Himmel empor, wo wenigstens die Wolken in wechselndem Zug und Flug einherzogen, hier sich wie leichte Silbergondeln schaukelten, dort drohend in schweren, bleifarbigen Massen aufleuchteten, jeden Tag, jede Stunde in anderer Gestalt; doch wenn sich der Blick vom Himmel zur Erde wandte, da konnte die krampfhafteste Anstrengung nichts Neues entdecken . . . immer dieselben Körbe der Marktweiber mit den riesigen en-tout-cas, immer derselbe Löwe vor der Apotheke, dem seine bewegungslose, goldene Mähne angefroren schien; immer derselbe Bär vor dem Hotel, dem Wind und Wetter all-

mählich seinen schwarzen Pelz gebleicht hatten — immer derselbe Referendar, der vom Amtsgericht kam mit demselben Lorgnon auf der Nase, der einzige dieser weitverbreiteten Gattung, den die Fauna des Städtchens aufzuweisen hatte, wert, bewundert zu werden mit seiner eleganten Taille und dem geschulten Marschschritte des Reservelieutenants, wenn nicht in allen Fensterhöhlen das Grauen gewohnt hätte; Niemand achtete auf ihn, man kannte ihn auswendig.

Oft ging Sanders den Fluß entlang: durch das Waldthal und hinauf zum Aussichtspavillon; er hoffte im Stillen, jener „Windsbraut" wieder zu begegnen, deren Dichterworte so fremdartig hereinklangen in diese alltägliche Welt . . . doch vergebens. Die Herbststürme wirbelten das falbe Laub um ihn . . . nirgends zeigte sich die Schönheit, die ihnen zu gebieten schien.

Der Pflicht, dem Rechtsanwalt Born einen Gegenbesuch zu machen, konnte sich Sanders auf die Länge nicht entziehen. Die weit sichtbare Villa oben dicht unter den Ringmauern des alten Schlosses hatte ihn oft genug gemahnt, seiner Verpflichtung nachzukommen; doch wie alles Lästige hatte er auch dies von Tag zu Tag hinausgeschoben. Endlich faßte er in einer schlummerlosen Nacht, wo diese kleine gesellschaftliche Nöthigung wie ein Alp auf

seiner Seele lag, den muthigen Entschluß, ihr am nächsten Tage zu gehorchen.

Sanders war diesen Weg zur Stadt, der sich am Hange des hohen Berges hinzog, noch nicht hinaufgekommen, und daher überrascht von der wachsenden Fernsicht, die sich ihm hier bot: unten das belebte Flußthal, in dessen Wiesen Fabriken mit dampfenden Schornsteinen, Mühlen, Bäder wie eingebettet lagen, auf den Bleichen weißschimmerndes Linnen, weiterhin die Brücke zum Nachbardorf, hinter der eine Pappelinsel ein Asyl bot; nach der anderen Seite die silbernen Windungen des Flusses durch ein liebliches Thal mit den Coulissen freundlicher Waldberge. Und wenn er hinaufsah, da lag oben über steilansteigenden Baumterrassen und Gärten die alte Stadtkirche, daneben ein malerisches Häusergewirr, seltsam ineinandergeschoben und übereinandergethürmt, mit hohen, bloßliegenden Grundmauern, freischwebenden Altanen. Vor ihm aber ragte das alte Schloß auf jäh abstürzendem Felsen und von seinen altersgrauen dicken Mauern hob sich freundlich die davorliegende stattliche Villa, in welcher der Rechtsanwalt Born sein Heim gegründet hatte. Es war das kein niedliches, grünumranktes Puppenhäuschen; es war ein anspruchsvoller, moderner Bau mit langen im Abendlicht schimmernden Fensterreihen, eleganten Söllern, Galerien und

Vorsprüngen und einem sich daran schließenden Gartenhause.

Sanders klingelte . . . und wurde rasch vorgelassen; über Marmortreppen, die mit kostbaren Teppichen belegt waren, stieg er hinauf in den ersten Stock, in das Studirzimmer des Rechtsanwaltes. Alle Wände waren hier mit Porträts, alle Tische, Commoden, Servanten mit Statuetten bedeckt; es war ein kleines Nationalmuseum in Thon, Gyps, Marmor, Kupferstichen und Oelgemälden: lauter ausdrucksvolle Gesichter. Sanders las die Namen: er konnte sich nicht auf alle besinnen, doch einige glaubte er früher gehört zu haben; es waren meistens Männer, die früher in den Kammern deutscher Staaten geglänzt hatten. Im übrigen war das Gemach sehr comfortabel eingerichtet; der Lehnstuhl mit den prächtigsten Stickereien geschmückt; auf dem großen Schreibtisch von Mahagoni lagen dicke Actenstöße aufgehäuft, mit ihrem grauen Papier und ihren zuckerdütenblauen Rückenheften der einzige profane Gegenstand in diesem Allerheiligsten. Born ließ nicht lange auf sich warten; er erschien in einem Hausrocke mit dunkelviolettem Sammetkragen und Schnüren von gleicher Farbe; die Zipfel eines bunten lose umschlungenen Halstuches verstärkten den Eindruck der malerischen Jugendlichkeit, den diese Toilette machte und der nur durch das alternde,

faltenreiche Gesicht mit dem Sturm- und Wetterdache des grauen, zu Berge stehenden Haares in Frage gestellt wurde. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen; was sollte Herr Born mit einem Ignoranten machen, der nichts von seinem Weltruhme wußte? Doch wenn er auch seine eigne Statue ihm nicht enthüllen konnte, so wollte er ihm wenigstens zeigen, auf welchem stattlichen Postament sie sich erhob. Er machte den Cicerone und führte ihn in seiner Besitzung herum.

Neben dem Studirzimmer befand sich die Bibliothek: ein Repositorium an einer langen Wand war mit Quart- und Foliobänden ausgefüllt, auf deren Rücken goldene Jahreszahlen standen; es waren Jahrgänge von Zeitungen. Ein Fach, das sich an der ganzen Wand hinzog, war besonders bevorzugt, die Quartbände hatten einen eleganten Einband und der Glanz, den sie im Licht der abendlichen Herbstsonne ausströmten, rührte vom Goldschnitt her, mit dem sie geziert waren. Sanders konnte nicht umhin zu fragen, was diese schönen an Prachtalbums gemahnenden Bände enthielten. Ehe Born antwortete, schritt er wie ein General die ganze Front entlang, rückte die Bände, die sich etwas verschoben hatten, in eine unanfechtbar gerade Linie, nahm den Flügelmann heraus, den er zärt-

lich an's Herz drückte und sagte dann mit berechtigtem Selbstgefühle:

„Das sind meine Reden, mein Herr!"

Um aber dem bewältigenden Eindruck, den diese Enthüllung machen mußte, sein niederschmetterndes Gewicht zu nehmen, fügte er mit leichter scherzhafter Wendung hinzu: „Ja, ja, ich war einmal Abgeordneter, verrufener Parlamentarier, und man sprach gelegentlich von mir."

Sanders machte eine achtungsvolle Verbeugung, warf nochmals einen zaghaften Blick auf die lange Reihe dieser Bände . . . welche Beredtsamkeit, welche parlamentarische Glasbläserei, die so viele goldfunkelnde Kostbarkeiten in's Leben rief, welch' eine Verschwendung von Geist und Lunge! Sanders gedachte einer Zeitungsnotiz, die er neuerdings gelesen: ein berühmter Abgeordneter soll soviel gesprochen haben, daß, wenn man seine Reden auf einen großen Papierstreif schriebe, derselbe von der Erde bis zum Monde reichen würde; die Reden des Herrn Born konnte man mindestens mehrmals um den Aequator herumlegen! Doch so sehr ihm dies imponirte: Sanders konnte sich nicht zu der höflichen Lüge entschließen, daß ihm der Name des großen Redners bereits seit langer Zeit bekannt sei.

Born schwelgte in dem Eindruck, den seine Enthüllung machen mußte; jetzt fühlte er sich dem

Gast gegenüber erst in seiner ganzen Bedeutung. Die Abendsonne war so freundlich, seine Stirn mit einem goldenen Glorienschein zu umgeben — gloria in excelsis! So sah ein Vorkämpfer des deutschen Volkes aus! Er stellte den Band wieder in Reih und Glied und führte den Gast weiter durch die prachtvoll eingerichteten Räume des Hauses. Aus einem Salon traten sie in ein reizendes Boudoir mit einem kleinen, allerliebsten Erker; durch die von Schlingpflanzen umsponnenen Fenster sah man über Baumwipfel herab nach dem im Abendschimmer leuchtenden Fluß, der den goldenen Schein mit sich in die Ferne trug. Vor dem Fenster stand ein zierliches Arbeitstischchen; darauf lag ein Stickrahmen und daneben ein geschmackvoll eingebundenes Miniaturbändchen. Gelehrte und Schriftsteller respectiren kein noli me tangere, wenn sie ein Buch vor sich sehen: mechanisch griff Sanders darnach und las den Titel, anfangs gedankenlos, zerstreut, denn das anmuthige Landschaftsbild erfüllte ganz seine Seele. Als er so dem Laufe des Flusses nachblickte, da klang ein Lied in ihm wieder, das er selbst einmal gedichtet, ein Lied der Sehnsucht, die mit den Wogen eines im Wiederschein des Abendhimmels glühenden Flusses der duftigen Ferne entgegen zieht.

Mechanisch öffnete er das Buch, und dort,

wo er's aufschlug, wo ein Lesezeichen lag . . . was war das? Wachte er oder träumte er? Da las er ja die Verse, die er eben im Stillen sich wiederholt hatte. Krampfhaft schloß er das Buch und las nun den Titel: es waren die Gedichte von Woldemar vom Berge; seine Gedichte . . . denn dies war sein Pseudonym. Wie kamen sie hierher? War er noch nicht ganz vergessen in seinem Vaterlande? Und wer versenkte sich in die Lectüre dieser Verse?

„Das Boudoir meiner Tochter," sagte der Rechtsanwalt. Es war ein anheimelndes Gemach — ein Glasschränkchen, in welchem kunstvolle Stickereien zur Schau lagen; ein Büchergehänge, wo die Stiefkinder der Gegenwart, die deutschen Lyriker, ein Asyl gefunden, ein Pianino, eine Causeuse: das Alles gab Aufschluß über den Geschmack und die Beschäftigung der Bewohnerin. Die mit Blumen überladene Tapete, an welcher breite Goldborten hinunterliefen, kam nicht auf ihre Rechnung: damit hatte offenbar die zärtliche Liebe des Vaters ihr Boudoir geschmückt.

Noch ehe sich Sanders von seiner Ueberraschung erholt hatte, schob ihn der Rechtsanwalt schon wieder zur Thüre hinaus, um ihm die anderen Herrlichkeiten seines kleinen Palais zu zeigen: Eßsalon, Billardstube, Aussichtsgalerien.

Dann ging's in den Garten, der mit feinen Blumenbeeten, auf denen nur einige Astern wehmüthig mit ihren schweren Köpfen im Abendwind nickten, mit seinen sich entfärbenden Büschen sich wenig von allen anderen Gärten unterschied, welche der rauhe Hauch des Herbstes berührt hatte. Eine Mauer mit gothischem Thurm und krenelirten Zinnen schien ihn hier abzuschließen: doch durch die Mauer ging eine Thüre und als Sanders seinem Führer durch dieselbe gefolgt war: da bot sich eine ganz eigenartige Parkanlage seinen Blicken dar. Den steilen Hang des Berges zogen sich hier im Zickzack die Gartenpfade herab; den Felsen, die oft nackt und kahl zutage traten, waren mit Hülfe aufgeschütteter Erde Baumgruppen und Buschverstecke abgewonnen, und wo irgend der spärliche Raum es zuließ, Ruhebänke angebracht worden. Hoch zu Häupten ragte das alte Schloß, mit seinem verdrossenen schweren Mauerwerk den mühselig am Felshange herabkletternden Garten verdüsternd. Dieser war wie der Schwetzinger Park reich an Curiositäten: da lief mitten hindurch felsabwärts in's Thal eine jähe Felsenrinne, durch welche bei seltenen festlichen Gelegenheiten ein Wasserfall herunterbrauste, ein geharnischter Ritter stand auf der Wacht mitten im Flußbette; weiter unten war eine kleine Einsiedelei errichtet, in welcher der bär-

tige Eremit nicht fehlte. Dann gings wieder aufwärts durch gemauerte Durchgänge zu einem Aussichtspunkte in einer mit spielerischer Gothik geschmückten Halle: man konnte hier von der freistehenden Bank, aber auch durch bunte Glasfenster in's Thal blicken.

Sanders vermochten die phantasievollen Capriccios dieser sonderbaren Gartenanlage keinen rechten Geschmack abzugewinnen: sie versetzten ihn in eine Stimmung, in der allerlei dichterische Gestalten vor seiner Seele schwebten. Darüber versäumte er, auf die wohlgefälligen Erörterungen seines Führers zu hören; er wurde erst aus seinen Träumereien aufgestört, als ihm oben in der gothischen Halle zwei Mädchen gegenübertraten, die ihm als die Tochter des Hauses und ihre Gesellschafterin vorgestellt wurden.

Das also war die Freundin seiner Gedichte — und er sah sie nicht zum ersten Male; es war die Windsbraut draußen auf dem Berge, welche die Kinkel'schen Verse in den Sturm hineingerufen hatte. Grund genug, daß ihn diese Begegnung in ungewöhnlicher Weise erregte. Das unsichere Bild, das er sich damals nach dem flüchtigen Anblick gemacht, erhielt jetzt festere Umrisse: doch es war, wie er sich eingestehen mußte, nicht verzeichnet gewesen. Es war eine jener dunkeln Schönheiten

von südlicher Färbung: feurige Augen unter dichten Brauen, freiwallendes, kastanienbraunes Haar, ein paar volle Lippen, von denen die obere ein wenig trotzig sich von der unteren zu entfernen schien, eine schlanke Figur, die nur durch die Gestalt ihrer Begleiterin gedrückt wurde; denn die Gesellschafterin hatte etwas Stattliches, Junonisches, und eine behagliche Fülle in ihrer ganzen Erscheinung.

„Ich sehe die Damen nicht zum ersten Male," sagte Sanders, „wenn ich nicht irre, bin ich ihnen schon einmal im heftigen Sturm oben auf den Waldbergen begegnet."

„Es war in der That ein Orkan, der sich plötzlich erhoben hatte," versetzte die Gesellschafterin, „und ritterlicher Schutz wäre uns willkommen gewesen."

Die Tochter des Hauses streifte sie mit einem Blicke, in dem ein leiser Vorwurf lag.

„Wenn ich eine ritterliche Pflicht versäumt habe," versetzte Sanders, „so halten Sie es meiner Menschenscheu zu Gute; ich bin so an Einsamkeit gewöhnt, daß ich kaum den Entschluß fassen kann, mich unbekannten Wesen zu nähern."

„Um so höher müssen wir Ihren heutigen Besuch aufnehmen," sagte die Windsbraut mit einem freundlichen Lächeln.

„Frieda hat Recht," fügte der Rechtsanwalt

hinzu, „wir sind Ihnen dankbar dafür und ich hoffe, wir werden Ihre einsiedlerischen Launen Ihnen noch abgewöhnen. Sie sind doch kein alter Mann mit weißem Barte, wie unser Eremit in der Kutte."

„O man kann sich schon mit jungen Jahren von der Welt zurückziehen; es giebt fröhliche Graubärte wie Hafiz und Anakreon und schwermüthige Jünglinge wie der Lord aus Newstead-Abbey. Der Kalender ist für die Alltagsmenschen, welche sich die Stunden, Tage und Jahre von der wandelnden Uhr der Zeit vorzählen lassen und nach Vorschrift alt werden; man kann an einem Tage Jahre, in einem Jahr ein ganzes Leben zurücklegen. Richtet sich denn der Tod nach jener Uhr? Wie oft küßt er die Jugend auf die Lippen und läßt das Alter noch Jahrzehnte lang weiterhinken. Die Zeit ist ein Märchen ohne Sinn. Von der Wiege bis zum Grabe . . . das sagt man, um ein langes Menschenleben zu bezeichnen. Doch oft steht das Grab dicht an der Wiege!"

Elfriede lauschte diesen Worten mit besonderer Aufmerksamkeit; solche Gedanken in der täglichen Unterhaltung auszugeben, das war nicht Mode in ihrem Städtchen; man besaß solche Münzen nicht oder man sparte den seltenen Schatz für weihevolle Augenblicke auf.

„So wollen Sie uns auch die Jugend zu einer Lüge machen?“ versetzte sie, „und diese ist doch das Beste, was wir haben.“

„Wenn sie von Schönheit und Lebensmuth begleitet ist. Sonst ist sie ein Hohn auf das Glück! Es giebt soviel häßliche, vergrämte, kranke Jugend; es giebt so viele junge Leute, die steinalt sind in Denken und Empfinden, daß man erschrickt, wenn man erfährt, wie gering die Last der Jahre ist, an der sie zu tragen haben.“

„Ja, da waren wir andere Leute,“ versetzte Born, indem er Sanders, der um mehrere Jahrzehnte jünger war, kameradschaftlich in seine eigene Altersklasse versetzte, „frisch, frei, muthig, immer auf der Mensur, voll Begeisterung; unsere Reden waren Thaten. Nehmen Sie die jetzige Politik ... wie nüchtern, wie hausbacken ... Wirthschaft, sagt Hamlet, nichts als Wirthschaft! Die Politik ist in das Sternbild der Nationalökonomie getreten; der Geldbeutel ist der Klingelbeutel der Parteien geworden. Hie Freihandel, hie Schutzzoll; hie Börsensteuer, hie Branntweinsteuer. Wozu da lange Reden halten? Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt und auch am besten, wo Bartel den Most holt. Die verschiedenen Interessen liegen sich in den Haaren! Jeder weiß ja von Hause aus, wofür er stimmen wird und stimmen muß. Die

Agrarier werden sich ihre Branntweinbrennereien, die Finanzmänner ihre Börse nicht ruiniren lassen. Der Racker Staat aber steht im Hintergrund und läßt den Plumpsack herumgehen, der bald den einen, bald den andern züchtigt! Die ganze Beredtsamkeit ist nichts als Reklame für die Firma! Wie ganz anders war das bei uns . . . wir vermochten noch zu bekehren, zu überzeugen, die Menge, die hinter uns stand, zu vergrößern, das Ideal, das uns vorschwebte, ihr mit Flammenzügen ins Herz zu graben, wir waren Apostel, Missionäre der politischen Idee; wir sprachen mit Feuerzungen; und ein verheißungsvolles Pfingsten schüttete seine Blüthen aus über unser Vaterland!"

Born hatte im Eifer seinem Organ zu viel zugemuthet; von Satz zu Satz nahm seine Heiserkeit zu und bei der schwunghaften Schlußwendung schlug es um in ein bedauerliches Krächzen. Der Gast, der für die Politiker der Gegenwart wenig Sympathien hegte, folgte den Gedankengängen des alten Parlamentariers nicht ohne Antheil: seine Blicke verwandte er indeß nicht von dem schönen Mädchen, das auf die Worte des Vaters mit inniger Hingebung lauschte.

„Alles ist heute trocken und nüchtern geworden," sagte er, „die Politik wie die schöne Literatur und auch die Musik. Mode ist das Langweilige . .

und man hat die seltene Kunst gelernt, sich dafür zu begeistern. Niemals gab es so viel ästhetische Heuchelei wie heut zu Tage."

„Ich mache diese Mode nicht mit," sagte Elfriede, „ich kümmere mich nicht um die gelehrten Romane, wo die Noten den Text und nicht um die tiefsinnige Musik, wo der Text die Noten verständlich machen muß. Ich habe meine Dichter, an die ich glaube, für die ich schwärme, an deren klaren unvergänglichen Worten ich mich erfreue."

Sanders durfte sich sagen, daß er auch zu diesen Dichtern gehöre; er fühlte sich gehoben, getragen, wie seit langer Zeit nicht mehr. Der Wohllaut der Stimme, das harmonische Wesen seiner jugendlichen Verehrerin machten einen tiefen Eindruck auf ihn, und als Born ihn einlud, seinen Besuch zu wiederholen, zögerte er nicht, eine zusagende Antwort zu geben.

Es war eine Uebereilung, wie er sich selbst auf dem Rückwege vorhielt; doch diese Windsbraut hatte alle seine guten Vorsätze durcheinander gewirbelt. Nun, er wollte gelegentlich sich noch einmal dort zeigen und dann nicht mehr wiederkehren. Es war ein böser Kobold, der ihm dort seine Gedichte hingelegt, der seine Hand führte, als er sie aufschlug: ein Kobold, der ihm noch einmal das Gaukelbild des Ruhmes zeigte und auch noch ein anderes, das noch

mehr zerflattern mußte, wenn er sich ihm näherte. Er hatte ja erkannt, daß es der Weisheit A und O war, nur sich selbst und der Erkenntniß des Ewigen zu leben, daß jede Berührung mit dieser Welt der Täuschung elektrische Zuckungen hervorrufe, eine krampfhafte Unruhe, deren Rest eine ewige Unbefriedigtheit ist. Sollte er sich den Schleier der Maja noch einmal ums Haupt werfen lassen? Er segnete die Einsamkeit, als er beim Scheine der nächtigen Lampe sich in die Lehren des Buddha vertiefte und dann an der Hand eines kundigen Führers das Leben der Pflanze studirte, dies stille einsiedlerische Leben, das auch dort, wo es den Cultus der Liebe feiert, meistens sich selbst genügt, nicht nach etwas Fremdem die Arme ausstreckt, Leben schafft aus sich heraus und nichts braucht für seine Brautnächte als die eigene Blüthe.

Siebentes Capitel.

Zwei Abenteurer.

Einige Tage waren seit jenem Besuch vergangen, als Elfriede mit ihrer Freundin wieder emporschritt zu den Waldhügeln, wo sie damals der Sturm überrascht hatte. Es war natürlich, daß das Gespräch sich um den neulichen Besuch drehte; denn so ergiebig war die Chronik des Städtchens nicht, um ein so

wichtiges Ereigniß so rasch in Vergessenheit gerathen zu lassen.

„Er sieht interessant aus“, sagte Louise, indem sie die welken Blätter von den Aesten streifte, die zudringlich an ihre hohe Gestalt zu rühren wagten; „es ist wenigstens nicht das kleinstädtische Genre; ich könnte ihn mir nicht als Bürgermeister und Stadtrath denken . . . und das ist jedenfalls ein großes Lob! Doch er ist vielleicht ein Abenteurer . . . und das ist noch schlimmer! Was sucht er hier? Warum verbirgt er sich hier?“

„Man braucht sich doch nicht zu verbergen, wenn man sich in unserem Städtchen niederläßt.“

Louise duldete keinen Widerspruch; sie hatte etwas Gebieterisches in ihrem Wesen, das mit ihrer Lebensstellung in auffallendem Widerspruche stand; doch Rechtsanwalt Born, der ehemalige Freiheitsmann, dessen Losung der sich „in tyrannos“ aufbäumende Löwe war, hatte in der Gesellschafterin eine Haustyrannin großgezogen, indem er sich von Anfang an ihren Wünschen gefügig zeigte und sich ihren wachsenden Ansprüchen mit wachsender Nachgiebigkeit unterordnete.

„Wer hier, in der Kleinstadt, geboren und erzogen ist,“ sagte die Gesellschaftsdame, der ist ans Dunkel gewöhnt; wer aber in den Winkel kriecht, der muß sich doch verstecken wollen.“

„Unser Städtchen ist so anmuthig gelegen . . .“

„Das ist ein Reiz für Spaziergänger und Touristen.“

„Viele Rentiers haben sich hierher gezogen.“

„Ein paar pensionirte Beamte, ein paar Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, die ihre Güter verkauft haben und hier wohlfeil leben wollen. Das ist etwas anderes; die haben stets nur einen engen Horizont gehabt, der nicht über des Nachbars Schreibtisch und des Nachbars Scheuer hinausreicht. Doch wer aus dem großen Leben kommt, wer aussieht wie ein Künstler, lange Mähnen trägt wie ein Löwe der Salons, wer sich in den Residenzen herumgetummelt hat: der muß seine besonderen Gründe haben, wenn er sich hier bei uns ein einsames Asyl sucht. Der Mann muß irgend ein Fiasco gemacht haben.“

„Aber, Louise . . .“

„Das laß' ich mir nicht nehmen; ohne ein Fiasco wird kein Genie zu uns verschlagen. Ich meine ein Genie in des Wortes landläufiger Bedeutung; das sind Menschen, die sich in den schönen Künsten das Höchste zutrauen, Menschen mit geistigen Simsonslocken, denen aber die Haare ausgehen, ohne daß eine Delilascheere über sie zu kommen braucht, verkommene, verunglückte Genies! Du lieber Gott, es muß auch solche Käuze geben;

denn wenn alle Shakespeares und Mozarts Erfolg hätten . . . das wäre ja ein Gedränge von Unsterblichkeiten, für welche die Mitwelt keinen Platz und die Nachwelt kein Gedächtniß haben könnte. Es ist durchaus nöthig, daß einige Dutzend Genies zu Grunde gehen!"

„Das ist grausam," versetzte Elfriede, „wie viel Schönes, was die Welt entzücken könnte, geht damit verloren."

„Darauf kommt es nicht an, es bleibt genug übrig; man muß sich eben beschränken lernen. Dieser Sanders ist jedenfalls auch ein Genie . . . vielleicht ein Virtuos, der kein Publikum mehr findet, weil Andere mit mehr Kraft die Saiten zertrommeln, vielleicht sogar ein Sänger, welcher seine Stimme verloren hat, oder ein Schauspieler, den die Hoftheater nicht mehr passiren lassen und der's müde ist, in jedem Krähwinkel verherrlicht zu werden."

„Du hast Recht," sagte Elfriede, „er hat das Auge des Künstlers."

„Das Auge des Künstlers?"

„Ich fühle das nur, ich kann's nicht beschreiben, wie ich's meine. Die meisten Menschen haben nur Augen, mit denen sie die äußere Welt sehen; in den Augen des Künstlers spiegelt sich die innere Welt . . . und die hat ein eigenthümlich Leuchten."

„Wer solchen Aberglauben hat, der mag sich

hüten vor dem magischen Lichte, das die heilige Lampe einer Künstlerseele ausströmt. Der Herr, der uns heute wie ein Schatten folgt, gehört gewiß nicht zu dieser Sorte der Unsterblichen. Ich sah bei der flüchtigen Begegnung an der Waldecke, daß er sehr scharfe weltliche Augen hat."

Die beiden Mädchen hatten jetzt die Aussichtsbank erreicht, auf welcher sie damals an dem stürmischen Abend sich niedergelassen hatten. Durch das Laubwerk hindurch sah man auf die ferne Stadt.

„Mir ist zu Muthe," sagte Elfriede, „als würden wir noch immer von jenem Menschen verfolgt, der für mich etwas Unheimliches hat. Wenn ein Vogel durch's Gezweig rauscht, erschreck' ich, als ob er es wäre, der sich zu uns den Weg bahnt."

„Unser Städtchen wird interessant, daß muß man sagen. Ein fremdes Gesicht nach dem anderen taucht auf. Der wird auch nichts anderes sein, als Dein Herr Sanders: ein Abenteurer, der hier einen Unterschlupf sucht."

Elfriede erwiderte nichts; es berührte sie peinlich, diese beiden Fremden in eine Linie gestellt zu sehen. Von Sanders hegte sie eine hohe Meinung: er erschien ihr als ein Mann von Geist, und nicht allzuviele waren ihr auf ihrem Lebenswege begegnet, denen sie das nachrühmen konnte.

Schweigend saßen die Mädchen eine Zeit lang neben einander, da hörten sie Schritte auf dem Fußweg.

„Das ist er, der andere,“ sagte Louise. Elfriede wollte aufbrechen.

„Bleibe, wir dürfen keine Furcht zeigen,“ versetzte Louise mit ihrer gebieterischen Stimme.

Eine lange Gestalt, modisch gekleidet, doch nach einem Schnitt, der mühselig den Modejournalen nachgeahmt war, zeigte sich an der anderen Ecke des Rondells. Den Hut, den der Fremde höflich lüftete, glaubte Louise im Ladenfenster des Hutmachers auf dem Markte bemerkt zu haben; dieser wurde von den Ortsangehörigen als ein Wunder angestaunt und keiner wagte, das seltene Exemplar aus dem Schaufenster zu entführen. Auch das karrirte Beinkleid hatte, wie sich Louise gestehen mußte, bereits ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als es mit seinem herausfordernden Muster auf dem Markte, vor der Thür des Maître tailleur, des Kleiderhändlers, hing. Die Toilette des Fremden hatte für sie nicht den Reiz der Neuheit. Elfriede beachtete ihn gar nicht und zeichnete mit ihrem Schirm Figuren in den Sand.

„Entschuldigen Sie, meine Damen, wenn ich mich zu Ihnen setze,“ sagte der Fremde, indem er bescheiden am anderen Ende der Rundbank Platz

nahm; „ich bin stundenlang durch die Wälder geirrt — das ermüdet.“

Er nahm seinen Hut ab . . . er sah in der That sehr müde aus, doch, wie es schien, nicht von seiner Fußtour, mehr von der Wanderung durchs Leben.

„Diese Wälder sind unser Stolz,“ versetzte Louise; „schade, daß sie nicht noch näher an das Städtchen herangerückt sind — man muß lange in der heißen Sonne wandern, ehe man hier den Schatten findet.“

„Ihr Städtchen sitzt oben auf dem Felsen wie ein Affe auf dem Kameel . . . entschuldigen Sie den Vergleich! Sie sehen, der Bergrücken dort bildet eine sehr bucklige Linie. Gleichviel . . . mir gefällt es hier; man braucht einen Alpenstock, um bis auf den Markt zu klettern, und ist erstaunt, wenn man dort keine Sennerinnen findet, sondern gebildete Mädchen, die man sich gar nicht an einem Butterfaß denken kann.“

„Wir sind hier zu Hause, mein Herr,“ versetzte Louise.

„Und das würde genügen, um jede kleinliche Kritik verstummen zu machen. Ich bin ein Großstädter, gewöhnt an Prachtgebäude, an den Zusammenfluß des Volkes, an das ganze bewegte Treiben; doch ich will's einmal versuchen, wie sich's

in einer kleinen Stadt lebt. Und da hab' ich gleich das Glück, zwei weiblichen Erscheinungen zu begegnen, welche der Promenade jeder Großstadt zur Zierde gereichen würden."

Jetzt erhob sich Elfriede mit flüchtigem Gruß und nöthigte die zögernde Louise ihr zu folgen.

„Der Unverschämte," sagte sie zornig, wofür sieht er uns denn an?"

Louise wollte beschwichtigen.

„Du bist ja sonst immer für den feinen Tact und guten Ton: paßt es sich, fremden Damen solche aufdringliche Schmeicheleien zu sagen? Sieht es nicht aus, als ob er uns für eine leichte Beute hielte?"

„Es ist ja hier kein Salon," versetzte Louise, „eine zufällige Begegnung im Walde; da muß man der Idylle oder der Romantik etwas zugute halten."

„Freilich . . . zur Romantik gehören auch die Straßenräuber, die uns meuchlings überfallen. Hast Du ihn näher betrachtet, diesen Herrn? Mir genügte ein einziger Blick, um zu erkennen, daß die helle Unverschämtheit hinter seinen Mundwinkeln lauert und daß er eines jener verwüsteten Gesichter hat, auf denen alle Leidenschaften sich eingraben."

„Er sprach nicht weniger geistreich, als jener Herr Sanders," warf Louise ein.

„Geist? Wer hätte heutzutage nicht Geist?“ sagte Elfriede ärgerlich; „wer könnte sich nicht aus allen Zeitungsblumen ein kleines Bouquet von Esprit zusammenbinden? Und dabei ein blasirter Ton und eine blasirte Miene . . . eine überlegene Haltung . . . das imponirt! Mir aber nicht, das kann ich beschwören. Mir ist dieser angeflogene Witz verhaßt: Geist muß mit Gemüth verbunden sein, mit einem edlen und liebenswürdigen Charakter: sonst ist er wie eine Blume, die man aus der Erde gerissen, die über Nacht verwelkt.“

Elfriede sprach selten mit solcher Erregung; es hatte sie erbittert, daß ihre Freundin die Partei des widerwärtigen Fremden nahm.

Am Fuße des Waldberges kam den Mädchen Herr Sanders entgegen. So sehr er sich über die Begegnung freute: er wollte mit einem flüchtigen Gruß vorüberschlüpfen. Bei dem inneren Kampfe, der sein mühsam errungenes Gleichgewicht zu erschüttern drohte, hatten zunächst wieder die Grundsätze der Weltentsagung die Oberhand gewonnen. Doch Louise, welche die Schüchternheit nicht für eine weibliche Tugend hielt und für eine Unterhaltung mit Herren nicht ihre Anrede abzuwarten pflegte, rief ihm beim Vorübergehen zu:

„Sie finden dort oben einen merkwürdigen Fremden, Herr Sanders! Knüpfen Sie doch ein

Gespräch mit ihm an, sehen Sie zu, was Sie aus ihm machen können. Wir sind auf Ihr Urtheil begierig."

„Das meinige steht fest," versetzte Elfriede, „und ist so ungünstig wie möglich."

Diese Äußerung genügte, um Sanders in eine kriegerische Stimmung zu versetzen; er nahm den Hügel gleichsam mit Sturm und warf dem Fremden, der sich's oben auf der Bank bequem gemacht hatte, feindselige Blicke zu, während dieser geneigt schien, eine freundliche Unterhaltung anzuknüpfen. Auch Sanders sah ein, daß, wenn er recognosciren wollte, er sich hier nicht gleich in ein Gefecht einlassen durfte und so begann er ein Gespräch über gleichgültige Dinge, das Wetter, die Aussicht.

Der andere ging darauf ein, mit lässigem Ton, machte dann aber plötzlich einen lebhaften Ausfall mit der Frage:

„Sie wohnen hier?"

„Seit kurzem!"

„Und gedenken hier zu bleiben?"

„Ich habe mich hier angekauft."

„Das hab' ich zunächst nicht gethan: ich bin an ein Nomadenleben gewöhnt; doch ich will mich hier in der Stadt und Umgegend etwas umsehen, für meine Zwecke wirken."

Der Fremde betrachtete bei diesen Worten mit Andacht seine lackirten Stiefeln.

„Sie sind Parteimann . . . politischer Agitator?"

„O nein, dazu hab' ich durchaus kein Talent: ich gebe mir nicht die Mühe, sogenannte Überzeugungen zu haben. Es ist zwar in der Regel nicht weit her damit: man kann sie von heute zu morgen wechseln, wenn das Wetter schlecht ist, umdrehen und wie bei einem Rocke das Futter herauskehren; doch auch so ist mir diese Garderobe noch zu unbequem. Ein ächter Parteimann marschirt damit wie mit einem gerollten Mantel: das ist das reglementsmäßige Gepäck, daran läßt sich nichts ändern; nur die Commandeure steigen oft vom Schimmel auf den Rappen, wenn man da bequemer im Sattel sitzt."

„Sie irren," versetzte Sanders, „gerade unter den Führern der Parteien giebt es überzeugungstreue Männer, welche ihr Leben dem Dienst ihrer Sache weihen."

„Wohl möglich . . . doch die Sache selbst schillert in verschiedenen Farben, je nachdem man sie gegen das Licht hält. Ich hasse alle diese Programme, Manifeste, diese stürmischen Bravos, diese Wecker, die immer losschmettern, wenn der Zeiger am Zifferblatt auf die Phrase zeigt, auf die sie gestellt sind; ich hasse diesen ganzen politischen „Sport,"

bei dem es nur wenige Jäger, doch zahlreiche Treiber giebt. Ich ein politischer Agitator? Auf solche Beleidigung war ich nicht gefaßt."

„Mein Herr," versetzte Sanders mit strenger Miene.

„Mißverstehen Sie mich nicht . . . ich weiß ja, daß hier die Absicht zu beleidigen fehlt; es ist nur das Gift in mir was die leichte Wunde so empfindlich macht. Da Sie indeß noch verschiedene Fragen an mich richten könnten, so will ich Ihnen mit der Antwort zuvorkommen: ich bin auch kein kaufmännischer Reisender, der diese Gegend auszubeuten gedenkt, habe also leider nicht den Gesundheitsschein aufzüweisen, der mich ungefährlich macht für die Menschheit als ein Wesen ohne jeden nachweisbaren Bacillus; auch bin ich kein reisender Künstler, ich besitze weder die Handfertigkeit eines Bellachini, der die Becher, noch die eines Liszt, der die Töne escamotirt. Das sind Leute, die mit ihren langen Fingern bessere Geschäfte machen, als die andern, die an der Heerstraße; ferner bin ich kein Güteragent, der halbbankerotte Rittergutsbesitzer von ihrem Elend befreit, indem er ihnen gleichsam das Haus über dem Kopfe abbrennt und ihnen viele tausend Morgen in wenige tausend Thaler verwandelt, die sie aber mit hinausnehmen können in die freie Luft; noch weniger bin ich selbst ein

solcher Thor, der ein Stück Erde, das mit vielen Hypotheken und noch mehr Steuern belastet ist, sich auf den Hals schreiben läßt als sogenanntes Eigenthum."

Doch Sie wollten hier für Ihre Zwecke wirken," warf Sanders ein.

„Gewiß . . . die sind aber durchaus persönlicher Art. Ich bin ein Egoist, mein Herr, und habe meine Sache auf mich gestellt. Egoisten sind zwar alle . . . die Schönredner, die gesellschaftlichen und politischen Heuchler, doch sie haben alle noch irgend ein Scheuleder. Ich habe keins; ich gehe den geraden Weg, nehme alle Hindernisse und mache keinen Seitensprung vor allerlei gespenstig aussehenden Wegweisern, Warnungstafeln, Crucifixen und Kreuzen und den Steinhaufen, in welche Moralprediger und Gesetzesheilige greifen, um nach denen zu werfen, die frei und kühn ihren Weg dahin stürmen. Ich weiß nicht, warum ich Ihnen solche Bekenntnisse mache; doch Sie sehen auch nicht gerade aus wie Vetter Michel und haben gewiß eine geistige Constitution, die einen Puff verträgt."

Sanders fühlte sich diesen Bekenntnissen gegenüber etwas gedrückt, er, der sich sonst um nichts kümmerte, hatte sie herausgefordert; er war ein Neugieriger, eine Art von Spion geworden. Nicht das Geheiß der Gesellschafterin hatte ihn dazu ge-

bracht; wohl aber wollte er prüfen, ob der Widerwillen, den das schöne Mädchen gegen diesen Menschen geäußert, berechtigt sei, ob er ihn theilen könne; es lag darin ja zugleich ein geheimer Zug der Sympathie. Und er theilte ihn vollständig! Der Mann war nicht ohne Geist, aber dieser Geist war ein ätzendes Scheidewasser. Im Stillen fühlte er sich indeß beschämt, daß er die Offenherzigkeit des Anderen nicht erwidern konnte. Das war kein Gegner, mit dem man seine Rüstung tauschen konnte, wie Diomedes und Glaukos homerischen Angedenkens. Er hielt es für das Beste, diesem Diogenes aus der Sonne zu gehen, zufrieden mit den Enthüllungen, welche derselbe gemacht hatte, und unzufrieden mit sich selbst, daß er den zudringlich Neugierigen gespielt, während jener vornehm sich wenig um ihn gekümmert hatte.

Kaum hatte Sanders den abwärts führenden Pfad erreicht, als sich der Vagabond behaglich auf der Bank ausstreckte und ein Lied pfeifend, ein Selbstgespräch begann:

„Sie werden mich hier so leicht nicht ausfindig machen, trotz ihrer neugierigen Fragen . . . ich kann mir das Leben noch einmal zurechtlegen zum Genusse. Die Kleine mit den Brombeeren drüben am Felsenhang war nicht übel . . . vielleicht ist sie mit Küssen weniger geizig als mit den

Beeren, die sie gepflückt hat. Und sie selbst, die andere, die ich suche? Es ist eine geraume Zeit her und sie muß gealtert sein. Immerhin ist sie eine Frau in den besten Jahren . . . nun, ich werde mich selbst überzeugen. Ich bin ja auch nicht gerade jung geworden, dazu hat es mir zu sehr an guter Kost und frischer Luft gefehlt. Schön war sie . . . und es war nicht blos die beauté du diable . . . ihre Schönheit ist jetzt gewiß voller, bewußter, sinnlicher geworden. Ein paar Krähenfüße um die Augen stören da nicht! Wer kümmert sich um solche Arabesken, wenn das ganze Bild tizianischen Zauber athmet. Und sie wird mir gehorchen . . . sie muß . . . wie verschüchtert, wie verzweifelt ihr Brief; doch der Inhalt entsprach meinen Wünschen. Sie beschwört mich, von hier fortzueilen; doch in meiner Nähe gerade liegt die Macht, die ich über sie habe. Ich werde sie mir beschauen. Sie ist jetzt ein Goldkind . . . entweder das Gold mit dem Kinde oder das Gold allein; das kommt auf den Eindruck an, den sie auf mich macht. Nous verrons . . . nächstens nach Wohnau!“

Der Vagabond fuhr sich nachsinnend mit den Fingern durch den langen, jetzt wohlgekämmten Bart, der ihm das Ansehen eines jener Grand-Seigneurs gab, welche dem Wachsthum dieser Zier, mag sie auch schon ins Grauliche spielen,

keine Schranken setzen . . . nur das lange graue Hauptthaar, das in einzelnen Strähnen verworren herunterhing, ließ diesen Eindruck nicht aufkommen. Indeß schien er sich des gefaßten Entschlusses zu freuen; er war bei heiterster Laune, als er, ein lustiges Lied von zweifelhafter Herkunft trällernd, den Bergpfad hinabschritt.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Herbstnebel.

Ein Morgen des späten Octobers . . . dichte Nebel hängen wie graues Spinngewebe über den Bäumen des Parkes. Die Schloßherrin sitzt am Kaffeetisch und blickt schwermüthig hinaus . . . der Gatte wandert schon in den Ställen umher.

Kaum ist das Gitter des Parks zu erblicken im qualmenden Rauch der Frühe . . . an den riesigen Pappeln im Wirtschaftshof, der sich unbequem zwischen Schloß und Park einschiebt, rieselt das Gewölk auf und nieder . . . an den Stämmen hängt es als wollt' es sich festsaugen . . . die zitternden Blätter der aufwärts gerichteten Zweige scheinen zu frieren bei der nassen Berührung.

Es giebt einen Zaubermantel, der leuchtende Wunder verbirgt; doch dieser Nebel hier ist nur ein trauriger Mantel, der über die schläfrige All=

täglichkeit gebreitet ist. Das empfand die Dame des Schlosses . . . auch sie hüllte sich frierend in den Morgenüberwurf. Immerfort sah sie auf die Goldschrift ihrer Kaffeetasse: „der Hausfrau" und buchstabirte das hunterdmal Gelesene mechanisch wieder zusammen.

Die Hausfrau . . . sie herrschte und waltete im Schloß, im Park, in den Höfen. Das Gesinde betrachtete sie mit Ehrfurcht; die Nachbarn achteten sie . . . warum war sie nicht zufrieden mit ihrem Schicksal?

Der Nebel draußen senkte sich . . . ein Windstoß zerriß seinen flatternden Schleier . . . da tauchten die Baumgruppen des Parkes daraus hervor . . . über die feuchten Kieswege jagten sich die kleinen zusammengeballten Nebelgewölke, ehe der Boden sie ganz eingeschlürft . . . die Trauereschen am Parkgitter trugen auf ihren zur Erde gesenkten Zweigen die letzten Florhüllen des zerrissenen Nebelkleides . . . die Pappeln schälten sich los aus der feuchten Hülle . . . es wurde Tag!

Da regte es sich auf dem Hofe; der Wirthschaftsinspector ging noch mit der Stalllaterne umher, mit der er sich durch den Nebel geleuchtet hatte . . . der Kutscher schob den Wagen aus der Remise; der Baron wollte ja heute auf den Kreistag fahren; hinter dem auf das Pflaster rollenden

Gefährt bellte der Spitz, der den Wagen zu begleiten pflegte . . . und der Kettenhund schlug an, der aus seiner Hütte klirrend hervorsprang. Erschreckt fuhr die Wirthschafterin zurück, die mit rasselndem Schlüsselbund gerade vorüberging . . . sie hatte sonst starke Nerven, aber der Ueberfall kam zu unerwartet. Und dann . . . welche Respektwidrigkeit! Alles auf dem Hofe mußte ihr gehorchen. Mit dem kräftigen Zuruf ihrer gewaltigen Altstimme brachte sie den Hund alsbald zur Raison, daß er sich demüthig ihr zu Füßen schmiegte. Knechte und Mägde gingen mit Dreschflegeln vorüber nach dem sich öffnenden Thor der Scheune zu . . . bald erscholl der Dreitakt der ländlichen Arbeit von der Tenne . . . hierher war ja der Segen der Felder gerettet, während draußen der Wind über die Stoppel streift.

Ein Schwarm von Sperlingen stob von den Zweigen der Pappeln nieder, als hätte der Wind sie herabgeschüttelt, und suchte sein Futter auf dem Pflaster des Hofes.

Majestätisch sah auf diese Vagabunden der Pfau von der Mauer des Hühnerhofes herab, indem er sein farbenbuntes Rad entfaltete . . . und in dem Hofe selbst stolzirte der kalekuttische Hahn und eine Cochinchinahenne mit ihrem Gefolge von Küch-

lein, die in Schnabel und Gefieder die fremde Race nicht verleugneten.

Das waren die Bilder, welche vor der Schloßfrau in der Camera obskura ihres Boudoirs vorüberzogen . . . kleine Genre- und Thierbilder, die dem geschulten Auge eines Malers Freude bereitet hätten; doch Baronin Sabine besaß dieses Auge nicht, sie hatte weder die Gabe noch die Neigung, der kleinen Welt, die sich da unten ihres Lebens freute, ihre Geheimnisse abzulauschen. Dazu war ihr Blut zu unruhig, ihre Nerven zu erregt. Nichts empfand sie beim Anblick dieser Idylle als das ertödtende Einerlei ihres Daseins. Immer dieselben nichtssagenden Gesichter jenes glücklichen Volkes der Gefilde, das noch nicht zur Freiheit erwacht ist, zu welchem auch der sonst tüchtige Inspector und die resolute Wirthschafterin gehörten; immer derselbe Lärm der unvernünftigen Kreatur, die sich beim Menschen angevettert hat und sich mit ihrer ganzen Bedürftigkeit, ihrem Noth- und Schmerzensschrei in sein Leben drängt.

Sie schob die Tasse bei Seite und stützte das Haupt auf ihre Hand. Lange saß sie sinnend . . . es war nicht blos die Einsamkeit, die Langeweile, was einen Schatten auf ihre Züge warf; sie trugen heute den Ausdruck krampfhafter Erregung, denn plötzlich war eine Gefahr ihr nahegetreten, die alle ihre Gedanken beschäftigte.

Wie sie dasaß mit den Wolken auf der Stirn, auf welche die krausen, noch in Papillotes schlummernden Löckchen herabhingen, in den langgeschnittenen Augen mit dem dunklen Stern eine weiche Schwärmerei, um die vollen Lippen ein schmerzliches Zucken, da war sie ein sympathisches Bild und Jeder, der sie so gesehen, hätte sie mit Antheil um ihren Schmerz gefragt. Und als sie sich erhob, mit ihrer hohen schlanken Gestalt, die sich zu einer nicht unschönen Fülle neigte, als sie ihrem Schreibtisch zuschritt: da lag in allen ihren Bewegungen der eigenthümliche Reiz sinnlicher Anmuth. Man sah es dieser Frau an: sie war auf den Genuß des Lebens angewiesen; das Alter hatte ihr nur wenig angethan, hier und dort einen leisen Strich in ihren Zügen; es hatte das Feuer einer leidenschaftlichen Natur nicht zu dämpfen vermocht. Ihr Gang war ein graziöses Schweben; auch wenn sie allein war, gehorchte sie unwillkürlich jenem Sinn für Harmonie, der ihr in einem Salon als Gefallsucht ausgelegt worden wäre; offenbar war sie gewohnt an wohleinstudirte Bewegungen, deren Plastik ihr zur anderen Natur geworden. Ihrem Wesen erschien nichts fremder, als düstere Schwermuth . . . und daß diese jetzt über sie Herr geworden war, mochte doppeltes Mitgefühl erregen.

Kaum war die Baronin an den Schreibtisch

getreten, als sie hastig umkehrte, der Thür zueilte und sie verriegelte. Dann bückte sie sich an der Seite des Schreibbureaus nieder, wo unmerklich ein geheimes Fach in dasselbe eingefügt war; sie nahm hier einen zerknitterten Brief heraus.

„Ich sollte diese gefährlichen Zeilen verbrennen", sagte sie, „und doch . . . ich will, ich muß die unheimliche Gefahr stets vor Augen haben."

Immer wieder las sie den Brief durch, der den Poststempel des Nachbarstädtchens trug und mit schleppender Tinte nachlässig hingeschrieben war.

„Er ist beantwortet", sagte sie vor sich hin, „und so oft ich ihn auch durchlesen mag . . . ich sehe ein, ich konnte keine andere Antwort ertheilen. Hoffentlich beschwört sie den bösen Feind, der an meine Pforten klopft. Es wäre entsetzlich, wenn die Vergangenheit jetzt über mich käme mit ihren Schrecken."

Schritte draußen . . . die Thürklinke rührte sich — dann ein ärgerliches Klopfen.

„Sabine!"

Sie fuhr zusammen, es war die Stimme ihres Mannes. Mit fieberhafter Hast verbarg sie den Brief in dem geheimen Schub . . . und öffnete dann.

„Schon zum dritten Male muß ich an Deine Thüre pochen; Du pflegtest doch früher nicht Dich einzuschließen. Treibst Du geheime Künste?"

Der Baron schien seinen kleinen Ärger schon vergessen zu haben; er lachte gutmüthig, als er die letzten Worte sprach; er sah behaglich und vertrauensvoll auf seine Frau; er bemerkte kaum ihr verlegenes Wesen. Sein heiteres, offenes Gesicht gab auch ihr die volle Sicherheit wieder; diese ehrlichen, blauen Augen kannten keinen Argwohn.

„Ich glaube gar, Du schriftstellerst?" fuhr er fort, „um's Himmelswillen nicht. Du würdest auch dafür Talent haben, mehr Talent als alle, die im Bazar und in den Frauenzeitungen herumschreiben; doch man entfremdet sich mit solchem Geschreibsel der nächsten Umgebung; man verliebt sich in seine Helden . . . siehst Du, Sabine, das würde mir weh thun."

Der Baron war der eifrigste Bewunderer seiner Frau . . . und wenn er sie anblickte, lag in seinen blauen Augen eine liebenswürdige Schwärmerei.

„O nein, fürchte nichts, Albert! Ich liebe die schriftstellernden Frauen nicht, und strebe nicht danach, in ihre Reihen zu treten. Sie sticken meistens sehr geschickt, doch nur nach vorliegenden Mustern. Es sind feinere Handarbeiterinnen . . . weiter nichts! Eine wahrhaft geniale Frau schriftstellert nicht . . . ihr ganzes Leben nur trägt das Gepräge ihres Genius."

„Es ist mir sehr beruhigend," sagte der Baron, „daß Du so vernünftige Ansichten hast; ich fürchtete

schon, Du zupfest auch Charpie für die Wunden des Lebens."

„Charpie?"

„Nun, solch eine Schriftstellerin dröselt ja alles in einzelne Gedanken auseinander, und schickt sie dann in die Blätter; ich las neulich erst eine solche Sammlung von Gedankenspänen einer Dame. In der That, Du bist jetzt oft so nachdenklich, daß ich glaube . . ."

„O man wird älter und beginnt über das Leben nachzudenken."

„Sorgen hast Du doch wirklich nicht, liebes Kind! Und mit der Philosophie hat es noch Zeit, wenn die grauen Haare kommen. Sieh, wir haben allen Grund, uns recht behaglich zu fühlen . . . auch abgesehen von den letzten Wollpreisen und den günstigen Aussichten für die Runkelrüben. Von Jahr zu Jahr richten wir uns comfortabler ein; der Etat unserer Finanzen bewahrt auf sicherer Höhe, die von vielen beneidet wird, das schönste Gleichgewicht; ich könnte das kleine Gut Stornau dazu kaufen, das sich sehr ertragsfähig zeigt. Im ganzen Kreise erfreuen wir uns des größten Ansehens: ich bin zum Landesältesten, zum Kreisdeputirten gewählt worden . . . und, ich habe Dir's schon neulich im Vertrauen gesagt, man wird mich als Landrath vorschlagen, wenn der alte Herr, der

jetzt diese Stelle bekleidet, zurückgetreten ist. Und das kann nicht lange mehr dauern."

Der Baron freute sich so herzlich über seine gute Lage, daß Sabine selbst einen Augenblick ihre trüben und beängstigenden Gedanken vergaß. Dann aber sagte sie mit etwas scharfer Betonung:

„Ich zweifle nicht an Deinen Erfolgen . . ."

„Das kenn' ich schon, und will Dir gleich den Schlußsatz abschneiden: Du nimmst jetzt ganz und voll Theil daran. Möglich, daß man vor Jahren hier und dort leise oder laute Bedenken gegen Dich hegte, weil Du aus andern Kreisen herkamst. Das ist aber längst verschwunden; durch Deine Liebenswürdigkeit hast Du alle Herzen gewonnen. Selbst die Gräfin von Dalwitz, die Hofdame, an der wie an einem rocher de bronze alles abprallt, was nicht durch das Heroldsamt legitimirt ist, hat allmählich Gefallen an Dir gefunden; sie wird Dich zwar nie für ganz ebenbürtig halten; aber sie protegiert Dich jetzt, sie nimmt Dich unter ihre Fittige. Unser Landadel hat seine Vorurtheile, es ist wahr, aber im Grunde sind's gute Leute und zuletzt siegt bei ihnen das redliche Herz über den ganzen Kram von gesellschaftlichen Grundsätzen, in die sie sich eingelebt haben.

„Wer selbst ein gutes Herz hat," versetzte Sabine, „der sieht überall das gleiche Wohlwollen.

Ich fühle mich noch immer nicht ganz sicher bei Deinen guten Freunden und Freundinnen; es lauern hinter ihrer Liebenswürdigkeit noch allerlei Vorbehalte, die vielleicht beschämender für mich sind, als wir beide glauben."

„Das habe ich nie bemerkt," versetzte Albert, „daß man es Dir gegenüber an Aufmerksamkeit und an Rücksichten jeder Art fehlen ließ. Und das ist doch die Hauptsache. Wollte man alle Dächer abdecken, wie der hinkende Teufel des Gil Blas, dessen Geschichte Du mir neulich vorgelesen hast, so würde man freilich allerlei zu sehen bekommen, was ebenso unerwartet, wie mißliebig und anstößig wäre; doch das braucht uns nicht zu kümmern. Im übrigen sind wir uns ja selbst genug." Er drückte bei diesen Worten einen herzlichen Kuß auf die Lippen seiner Frau, welche ihn warm erwiderte; denn es überkam sie in diesem Augenblicke ein Gefühl von Wehmuth über so viel Herzensgüte und gerade die volle Unbefangenheit des Barons ließ bei ihr einen schmerzlichen Stachel zurück.

„Wir sind uns selbst genug," fuhr der Baron fort, der einmal so recht im Zuge war, seinem Herzen Luft zu machen, „und ich bin stets bereit, alle Deine Wünsche zu erfüllen. Neulich gefiel Dir ein Plätzchen im Walde . . .. heute steht dort die schönste Rasenbank. Du fandest die Isabellen der

Gräfin Dallwitz so reizend, heute stehen zwei gelbe Prachtrosse in Deinem Stalle. Du wünschtest Dir einige seltene Azaleen . . . ich schrieb an den Gärtner, und noch heute wird ein Sortiment dieser Blumen ankommen. Willst du den Winter in der Stadt leben . . . ich bin bereit, uns ein elegantes Logis zu miethen. Mich zieht's zwar gerade nicht dorthin . . . die fremden Gesichter sind mir störend; man muß den Kampf gegen mancherlei Ansprüche und Vorurtheile von neuem beginnen. Hier kenne ich meine Leute, wie ich meine Stiere und Rinder kenne; es sind zwar keine Preisochsen, aber ihre dummen Gesichter heimeln mich an. Früher, ja da war's anders; ich war wie Du weißt ein eifriger Theaterschwärmer, und es sind mir davon noch viele Sentenzen hängen geblieben, mit denen ich gelegentlich dem Kreistag imponire. Das ist jetzt anders geworden, ich habe die Muse die mich einst entzückte, bei mir im Hause. Doch wenn Du in die Stadt ziehen willst, um Theater und Concerte zu genießen . . ."

„Nein, nein," versetzte Sabine, „Du bist herzensgut, Albert, und ich danke Dir!"

Sie drückte ihm die Hand: eine Thräne stand in ihrem Auge; es war nicht der Ausdruck freudiger Rührung; ein dumpfes gepreßtes Gefühl rief sie hervor.

„Du mußt mir aber auch keine Grillen fangen, Sabine! Du warst ja sonst nicht wie die andern Frauen, die oft mißlaunisch und verdrossen sind ohne Grund, nur wegen der unglücklichen Nerven, die sie doch nun einmal nicht los werden können. Horch, der Wagen fährt vor . . . ich muß auf den Kreistag, und werde heute vor Abend nicht wiederkommen. Wir plaudern dort nach der Sitzung noch immer etwas zusammen beim heiteren Mahle.“

Und seine Gattin auf die Stirne küssend, verließ der Baron ihr Boudoir.

Der Nebel draußen hatte sich verzogen, der kühle Sonnenschein des Spätjahres lag auf den braunen, gelbrothen Laubkronen des Parkes; von dem gelichteten Laubschmucke der Pappeln im Hofe raschelten welke Blätter nieder.

Sabine duldete es nicht im Zimmer, sie hüllte sich in einen Mantel und eilte in den Park hinab. Ihr Gang war hastig und ängstlich; sie sah sich oft um, wenn der Wind die Blätter ihr nachtrieb, als folge ihr etwas Unheimliches. Ein Gefühl grenzenloser Unsicherheit war über sie gekommen; gerade die Güte ihres Mannes ließ sie die gesteigerte Angst empfinden, es könne sein trügliches Glück grausam erschüttert werden . . . und sie trüge die Schuld des hereinbrechenden Mißgeschickes. Sie dachte

zuerst an ihn . . . war's nicht ein Verbrechen, dies offene heitere Gesicht durch einen Schmerzenszug zu entstellen, das Vertrauen eines so edlen Gemüthes zu täuschen? Und dann erst dachte sie an sich . . . sie war auf alles gefaßt, sie sah sich selbst wie eine Andere an, deren bedauernswerthes Loos vielleicht ihr Mitleid erregen werde.

Da stand sie vor dem Bild einer Figur still, welche, den Finger auf den Mund legend, in der Mitte eines Rondells sich erhob: es war die Göttin des Schweigens, die freie Phantasie eines Gartenbildhauers, mit geringer Kunst ausgeführt. Die Finger selbst aber waren zerbrochen, und die vollen Lippen unter ihnen schienen sich öffnen zu wollen zu behaglichem Plaudern. Sabine hatte dies früher nicht bemerkt . . . offenbar hatte der Gärtner, als er das herabwuchernde Laubwerk der Trauereschen beschnitt, durch irgend eine Ungeschicklichkeit die Göttin ruinirt, sie mit den Fingern zugleich ihrer ganzen Bedeutung beraubt. Sabine erschrak fast darüber, denn sie hatte sich mit einer gewissen Andacht dieser Göttin genähert, deren Schutz sie für ihr Leben erflehen wollte.

Sie dachte nicht gering von ihr . . . sie erschien ihr als eine der wohlthätigsten Schützerinnen der Menschheit, denn in ihrer Hand liegt ein stiller Zauber, der das Glück zusammenhält. Sie hat eine Macht

über das Vergangene, die es zum Tode zu verurtheilen vermag; das eigene Erlebniß ist ein Nichts, weniger als ein Traum, ein Schatten, ein Bild der Phantasie wie das fremde, wenn sie ihre Hände darüber breitet. Glücklich diejenigen, denen sie das Geheimniß wahrt und die anderen, denen sie es vorenthält. Es giebt eine dunkle Welt, vor der sie Wache hält, neben der lichten des Tages, eine Verkettung geheimer Thaten, Sünden und Schicksale, und in diese Welt reicht mit dunkeln Ausläufern das Leben vieler Menschen herein. Der Finger auf dem Mund . . . das ist das Symbol, die Bürgschaft für das Glück des Nichtwissenden. Doch wenn die Göttin des Schweigens ihrer Macht beraubt wird . . . dann kann ein einziger Blitzstrahl das unselige Dunkel erleuchten, dann quellen die Schatten hervor aus der Nacht und greifen unheimlich in das Leben der Menschen ein.

Das waren Sabinen's Gedanken bei dem verstümmelten Bild! Wie thöricht, daß der Bildhauer dieser Göttin, noch dazu in ungeschickter Ausführung, so behagliche volle Formen gegeben hatte. O diese Göttin muß selbst wie die Schatten sein, die sie bewacht, aufgezehrt von der krampfhaften Anstrengung, so vieler Geheimnisse Hüterin zu sein, stets der bebenden Lippe Halt zu gebieten, über den unterhöhlten Boden zu wachen, daß nicht die Mine darunter alles

in die Luft sprengt. Wie tief empfand es Sabine, daß das Schweigen ein Märtyrerthum ist, ein ewiger Kampf zwischen dem dumpfen Zwang und der Sehnsucht nach dem befreienden Geständniß.

Sie wendete dem Bild den Rücken . . . ., sie wollte dem Gärtner auftragen, daß er es zu den zerbrochenen Blumentöpfen in die Rumpelkammer werfe. Als sie dem Treibhause zuschritt, kam ihr dieser schon entgegen mit der Meldung, daß ein Wägelchen mit Azaleen von Lohrstein eingetroffen und des Gärtners Tochter selbst mitgekommen sei und die gnädige Frau sprechen wolle.

Sabine nahm auf der Causeuse eines kleinen Pavillons Platz, der sich hier am Wege erhob, und beschied das Mädchen zu sich.

Zweites Capitel.

Das Mädchen mit den Azaleen.

„Der abscheuliche Nebel", hatte Lore in des Morgens Frühe ausgerufen, als die Straßenecke gegenüber sich nur mit schwankender Linie in dem grauen Netz abzeichnete und selbst der nächste Laternenpfahl so vornehm war, sich errathen zu lassen; „aber ich fahre doch hinüber nach Wohnau und wenn ich

mich wie Erlkönigs Töchter selbst in einen Nebelstreif auflösen sollte."

Schon öfter im Interesse des Geschäfts hatte Lore auf dem Blumenwägelchen Ausflüge in die Umgegend gemacht; sie sorgte dafür, daß alle Bestellungen pünktlich ausgeführt wurden und hatte in ihrem Brustlatz stets den geheimen Talisman der Gärtnerei versteckt; die Rechnung, die sie dann den Kunden mit Grazie überreichte. Vater Meisel war der Ansicht, daß man die bitteren Pillen stets überzuckern müsse; eine Rechnung, welche sein anmuthiges Töchterchen aus so reizendem Versteck hervorzog, mußte einen minder abschreckenden Eindruck machen. Ueberdies war Lore mit nicht geringer Beredtsamkeit ausgestattet und verstand es, den Kunden noch neue Wunderblumen aus der väterlichen Gärtnerei aufzuschwatzen, wenn sie kaum die schon bestellten in Empfang genommen hatten.

Nach Wohnau war Lore noch nie gekommen; sie bat daher schon am Abend vorher den Vater, die Blumensendung dorthin begleiten zu dürfen und erhielt auch leicht seine Einwilligung dazu.

Doch der fatale Nebel! Sie vermummte sich, daß sie aussah, wie die Roggenmuhme und nur ihr Näschen blickte herausfordernd aus der Kapuze hervor . . . doch das genügte für alle Welt, um Lore Meisel zu erkennen.

Die Töpfe waren aufgeladen . . . Lore saß neben dem Gärtnerburschen auf dem hartgepolsterten Kutschersitz. Der Falbe des Blumenwagens setzte sich schläfrig in Bewegung; es ging die steilen Straßen hinab über das holprige Pflaster. Die Blumenfee sah sich ängstlich nach ihren Schutzbefohlenen um; doch die Töpfe hielten sich tapfer und zerbrachen nicht, während sie selbst das Schüttern und Stoßen des Wagens in allen Gliedern fühlte.

Unten an der Ausspannung hielt der Gärtnerbursche, um einiges Heu für seinen Falben aufzuladen. Da trat aus dem Nebel wie ein Schatten ein Mann hervor und an den Wagen heran, in welchem Lore sogleich den Fremden erkannte, der sie neulich im Walde angesprochen hatte; doch er sah jetzt so elegant, so civilisirt aus, daß sie von dieser Verwandlung des Vagabunden ganz überrascht war.

„Wohin geht es, Kleine?“ fragte er sie.

„Nach Wohnau,“ versetzte Lore.

„O, da erspar' ich mir einen Gang auf die Post und die schmähliche Abhängigkeit von den Landbriefträgern, welche in einer Zeit der Telegraphen das alte Posttempo mit empörender Treue bewahren. Wollen Sie diesen Brief an die Frau Baronin mitnehmen?“

„Ein Bettelbrief,“ dachte Lore; doch sie wollte

diese kleine Gefälligkeit nicht abschlagen und erklärte sich bereit dazu.

„Es wäre mir aber lieb," sagte der Fremde, „wenn Sie ihr diesen Brief unter vier Augen gäben. Oder vielmehr . . . es würde ihr lieb sein; denn mir kommt nicht sonderlich viel darauf an."

Auch dazu war Lore bereit . . . und der Fremde verschwand mit einem flüchtigen Worte des Dankes im Nebel. Das Mädchen steckte den Brief zur Rechnung, nicht ohne vorher die kräftige Handschrift der Adresse und das Siegel geprüft zu haben, welches in einem Todtenkopfe bestand. „Das muß sehr alter Adel sein," dachte Lore, „aus einer Zeit, wo's den Leuten noch nicht vor einem Todtenkopfe graute; sonst hätten sie sich nicht solch ein gruseliches Wappen gewählt." Ihr selbst war's ein unheimliches Gefühl, als sie dies grinsende Ungethüm an so lebensvollem Ort in Verwahrung brachte.

Nun ging's munter auf der Chaussee fort. Anfangs bildete der Nebel noch eine dichte Wand; die Bäume am Heerwege traten so gespenstisch hervor, daß der Falbe mehrmals vor ihnen scheute. Allmählich verschob sich die „dicke Kapuze," wie Lore zu ihrem Kutscher sagte; hier guckte ein rothes Dach daraus hervor, dort ein alter Birnbaum; schon entpuppten sich mehr in der Ferne einige Kirchthürme aus dem grauen Gespinnst . . . allmählich blitzte

das funkelnde Silber des Flusses seitwärts aus dem Thale auf . . . und zuletzt zerstob der ganze Spuk in flüchtigen Schleiern, welche der Herbstwind, der sich eben erhoben, wie Altenweibersommer durch die Lüfte fegte.

„Sind wir nicht bald in Wohnau?“ fragte Lore ungeduldig.

„Es geht noch lange hügelauf und hügelab,“ erwiderte der Gärtnerbursche.

Nun nahm Lore selbst die Zügel und die Peitsche, um dem Falben etwas von ihrer Ungeduld beizubringen, und sie kutschirte so ungestüm, daß in einem Nu der schon über die Steinhaufen kreischende und knirschende Wagen im Graben gelegen und die vornehmen Azaleen neben dem plebejischen Huflattich und Wegerich eine Stätte gefunden hätten. Der Knecht hielt es für gerathen, nach einem Kernfluche, den er durch einen galanten Blick auf seine Nachbarin zu entschuldigen suchte, ihr Peitsche und Zügel wieder aus der Hand zu nehmen, um das Gefährte in's rechte Gleis zu bringen.

Lore saß da, verdrießlich über ihren Mißerfolg als Wagenlenkerin, und hüllte sich tiefer in ihre Kapuze.

Endlich hob der Gärtnerbursche mit trostreichem Grinsen seine Peitsche in die Höhe und zeigte auf ein im Sonnenschein funkelndes Zinkdach unter hohen

Bäumen, das allerdings noch in ansehnlicher Entfernung seitab von der Chaussee lag.

„Das ist Wohnau,“ sagte er und bog auf einen Communalweg ein, der unter Kirschbäumen sich durch die Felder zog und zunächst durch ein Defilee bergabwärts ging. Lore hatte sich auf ihrem Sitz erhoben, um das erste Aufleuchten des fernen Schlosses zu begrüßen . . . da verschwand es wieder in mißgünstiger Weise hinter den deckenden Hügeln der Senkung . . . und Lore konnte mit Mühe das Gleichgewicht wiederfinden, da hier der Weg über unbequemes vorspringendes Gestein führte.

Endlich sah sie das stattliche Schloß dicht vor sich; es war ein moderner Bau mit mehreren Balkonen in der Hauptfaçade: die gleichmäßigen Fensterreihen wurden durchbrochen von drei hohen Bogenfenstern, welche den großen durch zwei Stockwerke gehenden Saal ankündigten. Seitwärts an dem einen vorspringenden Flügel vorüber lenkte der Knecht das Gespann in den Hof und dann an die Thüre des Parkes, welche zur Wohnung des Gärtners und zum Treibhause führte. Hier warf Lore ihre Kapuze ab und eilte zum Gärtner, der das schmuck aussehende Mädchen sehr freundlich empfing; sie überreichte das Verzeichniß und die Rechnung und war behülflich beim Abladen der Blumen; sie freute sich, daß alle Azaleen unversehrt geblieben waren und

kein Blumentopf trotz des häßlichen Weges Havarie erlitten hatte. Dann äußerte sie den Wunsch, die Baronin sprechen zu dürfen und zupfte vor dem Spiegel im Putzzimmer der Gärtnerwohnung ihre Toilette zurecht. Sie kam sich recht sauber, recht niedlich vor; das blaue Kleid saß wie angegossen und ihr Gesicht, das aus einem aufstehenden Spitzenkrägelchen so artig auftauchte, als wäre es auf einer geschmackvollen Assiette servirt, konnte doch nur einen gewinnenden Eindruck machen. Es ist wahr, einiges darin war verzeichnet von der Natur, welcher offenbar der Bleistift etwas ausgeglitten war, als sie sich damit beschäftigte die Umrisse ihres Näschens zu entwerfen; doch wenn das alles auch nicht regelrecht war, so konnte man doch daran Gefallen finden, und es hatten auch viele der jungen Burschen im Städtchen daran Gefallen gefunden. Sie war zufrieden mit ihrer Musterung und hoffte, bei der Baronin einen Stein im Brette zu gewinnen; denn als sie den Auftrag des Fremden übernahm, da hatte sie als ihres Vaters geschäftskundige Tochter den Nebengedanken, durch die persönliche Bekanntschaft mit der Schloßfrau von Wohnau allerlei Aufträge für Schloß und Park zu erhalten und ihrer Gärtnerei für die Dauer eine so glänzende Kundschaft zu sichern.

Mit so wohlerwogenen Absichten trat sie vor Sabine in den Pavillon.

„Sie haben mir die Azaleen besorgt?"

„Sie stehen bereits im Treibhause, gnädige Frau! Wenn sie Ihnen gefallen . . . wir haben noch eine große Auswahl! Und überdies prächtige Fuchsien, Camelien, Trompeterblumen . . ."

Lore hielt plötzlich inne; es war keine Gedächtnißschwäche; denn sie hatte das Verzeichniß am Schnürchen; aber eine Bemerkung, die sie machte, hatte sie so überrascht, daß sie in eine nachdenkliche Stimmung gerieth und dieselbe nicht durch die weitere Aufzählung ihres Blumeninventars stören wollte. Sie hatte Vergleiche anzustellen und sie wußte nicht recht, wo sie ein ähnliches Gesicht wie das der Baronin Sabine gesehen oder, wie ihr bei näherer Betrachtung erschien, es war dasselbe Gesicht, nur in viel jüngeren Jahren; sie schlug gleichsam eine Seite nach der andern im Buche ihres Gedächtnisses auf und konnte die rechte nicht finden. Das machte sie verdrossen und es fehlte nicht viel, daß sie zornig mit den Füßchen aufgestampft hätte.

Sabine bemerkte die nachdenklichen Mienen des Mädchens und die scharfen Blicke, mit denen sie von ihr fixirt wurde, und fragte:

„Warum sehen Sie mich denn so an?"

„Ich muß Sie schon einmal gesehen haben, Sie oder Ihr Bild, gnädige Frau, und es macht

mich ungeduldig, daß ich's nicht finden kann, wo dies gewesen ist."

„Vielleicht im Städtchen drüben, wohin ich ja bisweilen komme . . ."

„Nein, nein! Ich besinne mich . . . Sie sind es gewiß, aber nicht so wie Sie jetzt sind. Ihre Züge aber jugendlicher als jetzt. Sapperment, mein Gedächtniß ist wie ein lahmer Gaul und kommt nicht vom Flecke."

„Das wird ein Irrthum sein."

„Nein, nein . . . ich hab's . . . endlich! Entschuldigen Sie, wenn ich ein wenig fluche . . . dadurch kommt alles bei mir in Fluß! Jetzt weiß ich . . ."

„Nun bin ich gespannt! Wer in diesem Städtchen soll mein Bild besitzen?"

Lore besann sich; es war vielleicht klüger, die Neugier der Baronin nicht zu befriedigen; wer weiß, was es mit dem Bilde für eine Bewandtniß hatte . . . und dann behielt man besser einen Trumpf in der Hand. Sie wußte jetzt sehr wohl, daß sie das Bild im Zimmer des Herrn Sanders gesehen hatte, als sie die Entdeckungsreise in das Haus des geheimnißvollen Fremden angetreten, doch sie sagte mit gewohnter Dreistigkeit:

„Es war in der Wohnung eines Herrn, in die ich meinen Vater begleitet hatte . . . ich weiß

seinen Namen nicht mehr . . . er ist wieder abgereist."

Sabine war auf's höchste befremdet:

„Ich wiederhole, Sie irren sich . . . Portraits von mir sind nicht Gemeingut. Ein Oelgemälde?"

„Gemalt war's . . . doch womit, weiß ich nicht! Ich kann mich nicht täuschen . . . nur jünger waren Sie, als Sie gemalt wurden, viel jünger! O, Sie sind ja jetzt noch eine junge schöne Frau, doch viel stattlicher. Damals waren Sie wie unsereins . . . wie sag' ich doch gleich? — ein nettes Mädchen; freilich! recht vornehm und trugen ein güldenes Kettlein auf der Sammetjacke, und wenn die Löckchen aus den Wickeln herauskommen, so werden Sie dem Bilde noch ähnlicher sehen . . . denn da kräuseln sie sich recht angenehm über Ihrer Stirne. Und dieselben schmachtenden Augen haben Sie auch noch . . . nur drunter war's damals lichter . . . keine Schatten und Ränder; doch das macht interessanter," fügte sie, rasch sich verbessernd, hinzu, damit der Absatz der Fuchsien und Geranien nicht unter ihrer Wahrheitsliebe leide; „man sieht doch gar zu nüchtern und zu dumm aus mit solch' einem glatten, runden Gesicht, wie man's mit zwanzig Jahren hat."

Sabine hörte aufmerksam auf das Geplauder; offenbar hatte das Mädchen das Bild genau

angesehen; es war kein Zweifel mehr . . . alle ihre Angaben paßten. Und doch . . . wie kam das Bild hierher? Sabine beruhigte sich zuletzt bei dem Gedanken, das Gemälde stamme aus jener Zeit, in der sie sehr gefeiert wurde . . . irgend ein Maler hatte ihre Züge gestohlen, ein Anbeter sich ein solches Bild erschlichen: was ging es sie weiter an? Diese Zeit lag hinter ihr . . . und mit der Sabine von damals hatte die Sabine von jetzt nichts mehr zu thun. Nichts? Sie machte hinter dieses Nichts sogleich ein großes Fragezeichen und ihre Stirne legte sich in Falten.

Lore hielt diese Pause für günstig, um zu wichtigeren Dingen zurückzukehren und betete ein langes Register von Warmhauspflanzen herunter, welche ihr Vater zu verkaufen hätte; sie sprach mit Begeisterung und schenkte der Baronin kein Tüpfelchen auf den bunten Blättern dieser exotischen Gewächse; phantasievoll malte sie die bizarren Farben und Formen derselben aus und verweilte mit Vorliebe bei einem prämiirten Sortiment von Blattpflanzen, auf welches ihr Vater mit Recht stolz sei. Es ginge bei den Preisvertheilungen oft parteiisch zu, doch sie hätten gar keine Bekannte oder Freunde unter den Preisrichtern. Dies Sortiment sei aber eine wahre Pracht, die feinste Zeichnung, zierliche Stickmuster und eine so saftige Färbung und so

reizende Uebergänge: gemachte Blumen könnten nicht schöner sein. Die Baronin versprach, ihrem Manne von diesen Schätzen der Pflanzenwelt Mittheilung zu machen; er werde gewiß noch eins oder das andere bestellen.

Zufrieden mit den Erfolgen ihrer Beredtsamkeit zog Lore jetzt den Brief hervor, den sie der Baronin übergeben sollte. Sabine konnte, als sie das Siegel mit dem Todtenkopfe erblickte, ihrer Unruhe nicht Herr werden; sie erhob sich von der Causeuse mit einer gewissen Hast und fragte:

„Wer gab Ihnen diesen Brief?"

„Ein Herr . . ."

„Den Sie nicht kennen?"

„Nicht dem Namen nach; ich bin ihm zweimal begegnet: das erstemal im Walde, da sah er nicht viel besser aus als ein Straßenbettler; das anderemal heute morgens, wo er mir diesen Brief gab, als er vernahm, daß ich nach Wohnau fahren wolle. Da hatte er feine Kleider an und ein nobles Air . . . so sagt immer Richard Born, der Sohn des Rechtsanwalts, wenn er sich selbst verherrlicht. Sonst weiß ich nichts von ihm!"

„Es ist jedenfalls ein Bittgesuch," versetzte Sabine, „und Sie würden ihm gewiß einen Gefallen thun, wenn Sie nirgends etwas von diesem Brief erwähnten."

„Ich kann schweigen, gnädige Frau! Es muß dergleichen sein; denn er hat mich gebeten, Ihnen den Brief unter vier Augen zu geben. Eine Antwort kann ich nicht mit zurücknehmen; er hat es nicht verlangt und ich wüßte ihn auch nicht aufzufinden.“

Sabine betrachtete jetzt das Mädchen näher, das eine große Sicherheit des Benehmens zeigte und es gewiß in ihren Kreisen an Keckheit nicht fehlen ließ; sie versprach alle seine Wünsche zu erfüllen und entließ es dann mit besonderer Freundlichkeit.

Kaum war sie allein, als sie den Brief, der ihr in den Händen zu brennen schien, mit krampfhafter Hast aufriß und die Zeilen mit stürmischer Eile überflog. Als sie ihn durchgelesen, zerknitterte sie ihn in großer Aufregung, warf sich auf die Causeuse und bedeckte die Augen mit den Händen.

„Er will hier bleiben, er will mich sehen, mich sprechen; er schreibt im Tone eines Herrn und Gebieters, und in der That, ein klägliches, schimpfliches Loos . . . ich bin in seiner Gewalt. Was soll ich thun? Wie beschwör' ich dies Unheil, das mir droht? Ich schaudere davor, ihn zu sehen . . . mir graut vor ihm! Und doch . . . es ist vielleicht das Beste.“

„Man muß der Gefahr ins Auge sehen . . .

und gewiß vermögen meine Worte, meine Bitten noch etwas über ihn! Und ist dies Grauen, das er mir einflößt, nicht ein unberechtigtes Gefühl? Können die Satzungen der Menschen einem Wesen ein solches Brandmal auf die Stirne drücken, daß jede Berührung mit ihm schändet? Ich glaub' es nicht! Was mich vor ihm schaudern macht, das ist auch nicht dies: das ist die Wüstheit seiner Natur, der Fluch, der auf seinem Charakter ruht; das sind die Erinnerungen an eine Zeit meines Lebens, die ich verwünschen muß! Ich muß mich fassen . . . überlegen, was ich thun soll; ich kann nicht länger ausharren in dieser angstvollen Lage, ich muß einen entscheidenden Schritt thun; noch hab' ich eine Hoffnung: er bleibt nicht, wenn ich ihn selbst beschwöre, diese Gegend zu verlassen."

Sabine erhob sich — und als sie über die Wege des Parkes dahinschritt mit gesenktem Haupte, gebeugt, hin und wieder krampfhaft erzitternd und sich ängstlich umschauend, da hätte wohl Niemand die stolze Schloßherrin von Wohnau in ihr erkannt, welche mit der Ueberlegenheit ihres Geistes und ihrer Schönheit diejenigen zu Boden schmetterte, die ihr hochmüthig gegenüberzutreten wagten.

Drittes Capitel.

Don Juan und die drei Grazien.

Als Lore heimkehrte, fand sie eine Einladung zu einem abendlichen Souper: natürlich war ihr Vater mit eingeladen. Herr Richard Born wollte sich einen vergnügten Abend machen: Herr Meisel und Herr Dietrich, der Schiffer, waren freilich dabei nur ein nothwendiges Uebel; ihre Töchter und die bleiche Rosa sollten die Heldinnen des Abends sein. Richard erhielt allseitige Zusage; die Väter tranken gern ein Glas guten Wein und die Mädchen, welche ein kleines Souper mit seiner munteren Unterhaltung auch nicht verschmähten, kamen ja unter ihrem Schutze.

Dicht am Flusse, wo er durch die Schleusen braust, stand ein Hotel mit großem Garten; der ziemlich geräumige Pavillon in demselben war für dies Souper festlich geschmückt; die um den Tisch herumlaufenden Polstersitze stellten eine comfortable Mahlzeit in Aussicht; eine von Schlinggewächsen umrankte Ampel verbreitete ein magisches Licht; auf dem Tische glänzten Krystallflaschen mit funkelnden Weinen, Blumensträuße in großen Vasen, Gläser in allen Farben und Formen: Richard hatte es sich etwas kosten lassen; der Sohn des Rechts=

anwaltes aus der schönen Villa droben wollte sich einmal den Flußpiraten und Proletariern in seinem vollen Glanze zeigen. Den Ehrensitz erhielt Herr Meisel, der Kunstgärtner, der auch in Sachen der Stadt mitzusprechen hatte; er war ja ein angesehener Mann, während der Schiffer Dietrich trotz seines schwimmenden Palastes und der kleinen Flotille von buntangestrichenen Kähnen, die ihm gehörten, von den Honoratioren des Städtchens sehr über die Achseln angesehen wurde. In der That flößte diesem der gedeckte Tisch mit seinen Kostbarkeiten großen Respect ein; er näherte sich demselben vorsichtig und hatte dennoch das Unglück, als er sich auf der Polsterbank niederließ, ein kleines Erdbeben zu verursachen, so daß die Gläser, ohne durch einen Toast dazu berechtigt zu sein, heftig aneinander klirrten.

„Es ist hier verzweifelt enge," sagte er; dann vertiefte er sich in die schweigende Abschätzung der Vasen und Gläser und schwelgte in dem Gedanken an eine Auction, wo er so feine und kostbare Waaren losschlagen könnte. Lurline saß neben ihm; sie hatte ein etwas ausgewaschenes Sommerkleid angezogen, das ihr überdies zu enge geworden war; doch diese Mängel der Toilette konnten ihr anmuthiges Wesen nicht in Schatten stellen; sie sah mit ihren goldenen Loreleilocken so

absonderlich aus, nicht verführerisch, sondern so jugendlich, ja so kindlich, daß man an ihre sechszehn Jahre erinnert wurde, die man sonst leicht vergaß bei ihrer stattlichen Erscheinung. Auch sonst hatte sie heute etwas Verschüchtertes; sie blickte mit Bewunderung auf Richard, den Festgeber, der seinen Freunden und Freundinnen ein so glänzendes Mahl spenden konnte; er kam ihr wie ein Wesen höherer Art vor; als ein Gang den anderen, ein Wein den anderen ablöste, glaubte sie von einem Märchenprinzen zu Gast geladen zu sein. Eine Mahlzeit mit mehreren Gängen war für sie etwas ganz Neues . . . sie sah sich immer nach dem Zauberstabe um, den Richard irgendwo versteckt haben mußte. Der junge Mann gebot den Kellnern so souverän, lehnte sich so behaglich in die Polster; seine verschwommenen, fast schwammigen Züge rötheten sich so freudig, daß er den Triumph dieses Abends ganz und voll zu genießen schien. Die Blicke, welche Lurline ihm zuwarf, hatten heute nichts Feindliches und Trotziges: es lag darin etwas wie dankbare Zuneigung . . . möglich, daß auch der Wein ihren Sinn milder stimmte, ihr ganzes, oft herb ablehnendes Wesen geschmeidiger machte.

Von den gesellschaftlichen Tischgewohnheiten hatte Lore ausreichende Kenntniß, um einen Toast

auf den Gastgeber für unerläßlich zu halten; und da sie Niemandem im Kreise größere Beredtsamkeit zutraute als sich selbst, so erhob sie sich, das Glas in der Hand, während Papa Meisel, der darüber anderer Ansicht war, vergeblich versuchte, sie an ihrem Kleide wieder auf den Sitz zurückzuzerren. Sie riß sich gewaltsam los, wobei einige Tropfen aus dem schwankenden Glase auf die väterliche Glatze fielen, und brachte, ihr Näschen keck in die Luft werfend, ein Hoch auf Herrn Richard Born aus, der ein ganz netter junger Mann sei und seinen zahlreichen Verdiensten durch das heutige Festmahl die Krone aufsetze. Wie oft hätten sie ihn schon durch die Wogen gerudert; für das bischen Wasservergnügen schenke er ihnen heute die schönsten Weingenüsse. Er revanchire sich glänzend und sie blieben in seiner Schuld. Sollte er einmal ins Wasser fallen, so würde Lurline gewiß bis auf den Grund des Flusses tauchen, um ihn heraufzuholen, und wäre es zu spät, so wollte sie selbst, Lore, seine Wasserleiche mit den prächtigsten Blumen schmücken; doch das werde hoffentlich nicht nöthig sein; sie alle wünschten ihm ein langes Leben; er möge es zu hohen Aemtern bringen, Minister oder Bürgermeister oder sonst etwas Großes werden. Darauf sollten die Gläser fröhlich zusammenklingen.

Man stieß lebhaft an und auch Papa Meisel

blickte schmunzelnd auf seine ungehorsame Tochter, deren Redefluß nichts zu wünschen übrig ließ und ein paar stotternde Stadtverordnete beschämen konnte.

Nicht lange indeß sollte Vater Meisel sich der heiteren Gesellschaft erfreuen; als die Unterhaltung lebhaft geworden war, da ließ ihn der Hotelbesitzer zu sich rufen, um mit ihm wichtige Aenderungen in seinem Garten zu besprechen. Es war noch ein junger Mann, mit Richard befreundet . . . und auf den Wunsch des letzteren hatte er es übernommen, Meisel dingfest zu machen bei einer Flasche echten Tokaiers, die ebenfalls auf das Conto des jungen Born gesetzt wurde.

Richard nahm die Entschuldigungen des geschäftseifrigen Kunstgärtners mit vielem Wohlwollen entgegen und bat ihn, sich ja die wichtige Kundschaft nicht um seinetwillen zu verscherzen. So war der eine Vater aus dem Wege geräumt; schwieriger war es, den andern zu beseitigen. Der alte Dietrich war bei guter Laune, kritisirte den Hecht, welcher herumgereicht wurde, mit ernster Sachkunde, entwarf ein liebevolles Bild der Flossenträger, die sich im Flusse tummelten und war sehr zärtlich gegen seine Pflegetochter Lurline, die zwischen ihm und Richard saß. Hier galt es ein verzweifeltes Mittel, nm den Alten unschädlich zu machen: Richard trank ihm ein Glas nach dem anderen zu. Dietrich that wacker

Bescheid: allmählich sah er die Welt immer rosenfarbener, er begann alle Herzensgeheimnisse auszuplaudern:

„Kinder . . . seht! Das ist mein Augapfel . . . dies Wunderkind, das mir der alte Freund hinterlassen hat. Auch er war ein großer Künstler und verschwand so lange unter dem Wasser, daß man ihn fast vergessen hatte, als er wieder auftauchte . . . aber diese erst . . . sie hat gewiß keine Lunge, sie athmet durch Kiemen. Lurlinchen . . . mein Schatz! Wir machen noch einmal eine Kunstreise zusammen: ich lasse Dir wieder einen Glaskasten bauen, besorge Dir Alles, Anzeigen, Empfehlungen, Localmiethe, Billetverkauf, und will nichts davon haben . . . nichts, als die Freude zu sehen, wie Dich Alles bewundert und in die Hände klatscht, wenn Du im Wasser herumspringst, als wär's Luft!"

„Sie werden doch nicht mit Lurline herumziehen," sagte Richard, „wie der Savoyarde mit dem Murmelthier?"

„Sie selbst freut sich darauf . . ."

„Pfui, Kunststücke vor den Leuten machen."

Lurline erröthete über und über.

„Wenn's denn sein muß," rief Richard übermüthig, „ich komme auch mit, Vater Dietrich! Ich ziehe mir ein Paar Tricots an und sammle dann mit dem Teller das Geld ein; denn wir müssen

auch auf die Messen und die Jahrmärkte ziehen; am besten ist's, wir ziehen mit Einem zusammen, der Krocodile und Schlangen herumzeigt ... es ist dann eine angenehme Abwechselung, wenn hinterdrein ein menschliches Amphibium im feuchten Element herumplätschert."

Das empfand Lurline als verletzenden Spott; denn ihr Herz hing an den Erinnerungen ihrer jugendlichen Künstlerlaufbahn im Wasser ... sie warf Richard einen schmerzlichen Blick zu, wie ein tödtlich getroffenes Reh.

„Wir sind keine vornehmen Leute," sagte der Fischer, ein Glas nach dem anderen leerend, da Richard ihm fortwährend zutrank, „wir müssen uns verdienen, was wir brauchen; dem König dient man zu Land und zu Wasser ... warum soll man sich nicht auch Geld verdienen zu Land und zu Wasser; Sie legen's ja auch darauf an ..."

„Und mit Erfolg," warf Richard lachend ein; „wir sprechen uns wieder, wenn ich erst Referendar sein werde."

„Na, die Einen verdienen sich's mit ihrer Kehle ... das sind die Parlamentarier und Professoren und Sängerinnen und Schauspieler; die anderen mit ihren Händen, das sind die Holzhacker und Zimmerleute, die Clavier- und Violinspieler, und noch andere mit ihrer Lunge ... das sind die

Soldaten und Schnellläufer und Taucher. Wer aber etwas Apartes versteht, was die Anderen nicht können, wie meine Lurline: der kann sich was darauf einbilden und kann darauf reisen . . . und das wollen wir; ja, und ich werde auch noch tauchen lernen und die Pfeife unterm Wasser rauchen, wie mein seliger Freund . . .“

Dietrich begann bereits zu stammeln und zu lallen.

„Tauch' unter, Meister Dietrich,“ rief ihm Richard zu, indem er mit ihm anstieß.

„Wie, der Vater . . . nun ja, Vater . . . ich bin ja auch Vater . . . vor den Leuten . . . es giebt allerlei Väter: die wollen's sein und sind's nicht; und die sind's und wollen's nicht sein . . . gleichviel! Ich halte den Athem jeden Tag einige Secunden drunten länger an: ich bring's noch weit . . . auf meine alten Tage! Ja, ja, Lurlinchen, ich setze Dir den Stuhl hin im Wasser, Du springst darüber und über mich . . . und über alles . . .“

Bei diesen Worten schlief der Fischermeister ein, lehnte das müde Haupt auf den Tisch und schnarchte herzhaft.

Jetzt waren die Feinde aus dem Felde geschlagen, und Richard, der es siegreich behauptet hatte, suchte seinen Sieg auszubeuten wie ein

guter Feldherr. Er befolgte seine Lieblingstaktik, Lurline eifersüchtig zu machen, und fing an, mit Lorchen und Rosa zu schäkern.

So gingen sie in's Freie . . . es war ein stiller Abend . . . nur am Wehr rauschte der Fluß . . . durch's kahle Gezweige warf der volle Mond sein Licht.

Lurline ging allein voraus . . . es war ihr so seltsam zu Muthe; sie konnte sich's nicht zurecht legen, was ihr durch die Seele ging. Richard hatte sie gekränkt, das, was sie ihre Kunst nannte, verächtlich behandelt, die anderen Mädchen bevorzugt . . . o, sie hatte ein Recht, ihn zu hassen, sie hätte ihn gern gehaßt; doch da war's, als ob aus der Wolke, die zwischen ihnen lag, eine Schaar kleiner, geflügelter Wesen mit holdseligem Lächeln hervorschwebte und ihren Zorn mit gefalteten Händen und bittenden Geberden abzuwenden suchte und sie dann mit Rosenbändern zu ihm hinzog. Sie hatte irgendwo ein solches Bild gesehen . . . und es stand lebendig vor ihrer Seele.

Da hörte sie seinen Schritt an ihrer Seite . . . sie sah sich nicht um; ihr war's, als müsse sie hastiger von dannen eilen; doch es hielt sie zurück, sie zögerte wider Willen.

„Lurline,“ flüsterte ihr Richard zu, „glaube mir, Du bist mir lieber als alle die anderen. Es

freut mich oft, Dich zu kränken, es ist ein bös Gelüst von mir; ich thu' es nur, damit Du mir verzeihen kannst."

Lurline schritt schweigend weiter; jedes Wort Richard's war ihr Musik, doch sie wollte es nicht zeigen; sie zog den Schleier fester über ihre Seele.

„Würde ich Dir folgen, wie Dein Schatten, wenn's anders wäre? Hab' ich nur einen freien Augenblick, so komm' ich an den Fluß herunter, und wenn Du auch beschäftigt bist und Dich um mich nicht kümmerst: es ist mir schon Freude genug, Dich sehen zu können. Wie Du stehst und gehst, hin und wieder wandelst: das nehm' ich ganz in die Seele auf; es sind liebliche Bilder, die mich begleiten, wenn ich dahin wandere, wie der bunte Nachschimmer der Abendsonne diejenigen, die in sie gesehen haben."

Lurline schwieg noch immer ... sie beschleunigte ihren Schritt; da stand sie vor der Gartenmauer, an welcher der Laubengang endete; sie mußte sich umwenden, und Richard sah, beim Licht des Mondes, wie eine Thräne in ihrem Auge schimmerte. Eine Thräne ... die Sprache der Liebe ist ja verschieden ... hier ein beglücktes und beglückendes Lächeln, ein freudiger, vielsagender Blick, dort ein schamhaft Erröthen ... warum soll die Liebe sich nicht auch durch die Thräne ankündigen? Liebe ist

ja auch Leid: Weh und Lust ist vereinigt in ihrem süßen Zwang; sie kann enden mit dem einen wie mit dem anderen . . . warum soll sie nicht beginnen mit dem einen wie mit dem anderen?

Das dachte Richard; er sah in jener Thräne ein holdes Geständniß; er drückte Lurline innig die Hand; sie entzog sie ihm nicht sogleich; dann aber machte sie mit krampfhafter Hast eine abwehrende Bewegung und eilte den Freundinnen zu, welche Arm in Arm über die mondhellen Wege des Gartens dahinschritten.

Obschon Richard der studentischen Wanderliebe huldigte, „andere Städtchen, andere Mädchen,“ und dergleichen nicht ernster nahm, als den Schmetterlingsfang: so flößte ihm doch Lurlinen's eigenartiges Wesen eine tiefere Neigung ein. Anfangs war sie ihm eine leichte Beute erschienen, wie die andern „fliegenden Blumen ohne Stengel,“ die man bei raschem Anlaufe auf der Wiese haschen kann; er wußte, daß sie, so jung sie war, bereits vor dem Publikum, vor einer versammelten Menge sich und ihre Kunst gezeigt hatte und das Beispiel so vieler Künstlerinnen hatte ihn davon überzeugt, daß die Waaren, die im Ladenfenster zur Schau gestellt werden, leichter Flecke bekommen, als die andern, da man sie öfter herausnimmt, um sie den Käufern zu zeigen, die sie angelockt haben. Doch er er=

kannte bald, daß er sich hierin geirrt hatte. Lurline war als Kind für diese Künstlerlaufbahn dressirt worden, und sie hatte in derselben stets ihr kindliches Empfinden bewahrt; es machte ihr Freude, andere mit ihrer Kunst zu erfreuen und daß ihr dies gelungen sei, bewies ja der Beifall, der ihr zutheil wurde. Ihre Eitelkeit fand keine Nahrung darin: sie dachte nicht daran, daß ihre Reize Verehrer anlocken könnten: noch weniger verletzten sie die Blicke der Männer, die auf ihr ruhten; sie kannte nicht den Rausch und Taumel, den selbstbewußte Schönheit empfindet, wenn sie der oft begehrlichen Schaulust preisgegeben ist. Sie gab sich selbst wie sie war . . . die Rose läßt sich entblättern, nicht die Knospe, die schüchtern aus dem geschlossenen Kelch hervorblickt.

Als der jugendliche Stürmer und Dränger dies erkannt hatte, war sein erster Gedanke, daß diese Festung sich nicht durch einen Handstreich nehmen lasse, sondern eine regelrechte Belagerung erfordere; doch auch hiervon kam er bald zurück; er hatte bald nicht mehr die Ueberlegenheit, welche dazu nöthig ist, um planvoll einen Sieg vorzubereiten, der nur der Eitelkeit und Beutesucht des Siegers genug gethan hätte. Lurline hatte es ihm angethan; er war in ihren Banden; überall umschwebte ihn ihr Bild; jeder Tag schien ihm verloren, an dem er

sie nicht sah und sprach; sie hatte ihn besiegt, ehe er seine Truppen in Schlachtordnung aufgestellt. Es ging ja ein Zauber von ihr aus wie von einer echten Wasserfee . . . ihr ganzes Wesen war wie in Florschleier gehüllt . . . ihr blaues Auge hatte etwas von der klaren Tiefe stiller Seen. Er hatte genug Nixen gesehen, die mit wasserblauen Augen kokettirten und wie zierliche Schlänglein durch die Gesellschaft glitten: kleine niedliche Wesen, die jeden ihrer Reize kannten und in ein verführerisches Licht zu stellen verstanden — wie ganz anders als jene Wasserlibellen war dies Mädchen mit den schönen Formen und dieser noch unerschlossenen Seele, die in ihr wohnte, still und majestätisch, wie die Wasserkönigin mit der Schilfkrone in ihrem Krystallpalast!

Es giebt Mädchen, die dem Sonnenthau gleichen, dessen Blumenkrone nichts ist als eine Insectenfalle . . . wie ganz anders als solche mörderische Blüten war diese schüchtern noch in der Knospe zusammengefaltete Blüte der Unschuld!

Die Thräne in Lurlinen's Auge . . . der erste Händedruck: Richard fühlte sich dadurch beglückter, als wenn er ein ganzes Zeltlager mit Odalisken erobert hätte.

Als Lurline zu den Freundinnen zurückgekehrt war, begrüßte sie Lore mit Achselzucken.

„Jetzt ist die Reihe an Dir, er will sich sein Souper bezahlt machen . . . thu' was Du willst, ich bezahle keinen Beitrag."

„Ich auch nicht," sagte die bleiche Rosa, indem sie sich den etwas zerdrückten Kragen in Ordnung brachte; sie sah bleicher aus als sonst, als ob zu viel Mondschein in ihrem Gesicht hängen geblieben wäre.

Noch standen volle Flaschen im Pavillon, und Richard mahnte zur Rückkehr an den runden Tisch; doch welch' ein Schauspiel bot sich ihnen dar, als sie den Pavillon betraten. Flaschen, Gläser und Teller lagen zerbrochen auf der Erde oder auf dem Tische; die Tischdecke aber hing wie ein Leichentuch über einem Wesen, dessen Kopf mit geschlossenen Augen auf den Polstern des Sophas ruhte. Lore kam die Glatze bekannt vor . . . mit einem leisen Aufschrei hob sie das Tischtuch empor, um ihren Vater aus seiner bedenklichen Lage zu erlösen; denn aus den umgestürzten Flaschen rieselte noch fortwährend der Saft der Trauben auf ihn hernieder. Es war in der That der Kunstgärtner Meisel, welchen der Tokayer des Hotelbesitzers zugleich mit der Aussicht auf einen bedeutenden Verdienst bis zur Unzurechnungsfähigkeit begeistert hatte; er hatte sich zum Pavillon zurückgetappt, bei dem Bestreben, dem magyarischen Feuerwein noch etwas französischen

Schaumwein folgen zu lassen, das Gleichgewicht verloren, Decke und Flasche mit sich herabgezogen und unfähig, den Schrecken zu empfinden, der sonst solche Unfälle zu begleiten pflegt, war er in einen tiefen Schlummer gesunken, der alles Irdische, auch die Zerstörung, die er angerichtet, vor seinen Blicken verhüllte. Vater Dietrich aber schnarchte nach wie vor auf dem Sopha . . . der klirrende Zusammenbruch des Soupers hatte ihn nicht aus seinem Schlaf zu erwecken vermocht.

Richard sagte sich mit Schadenfreude, daß die Tugendwächter hier arg zu Fall gekommen seien und daß die Väter die moralischen Kosten dieser Orgie bezahlten, während die Töchter sich gut aus der Affaire gezogen hätten: weniger behagte es ihm, daß seine Hotelrechnung durch den letzten Unfall wesentlich angewachsen war und daß er noch Mühe genug hatte, mit Hülfe einiger Hotelbediensteten die wachsamen Väter der leichtsinnigen Töchter wieder in's schwankende Leben zu rufen. Vater Dietrich, der behauptete, er befinde sich so wohl wie ein Fisch im Wasser, hatte seinen Rausch etwas ausgeschlafen und konnte der Fürsorge seiner Pflegetochter überlassen werden; Meisel aber war so hartnäckig in seiner Traumversunkenheit, daß er sein eigen Kind nicht erkannte und von ihr und Richard,

ohne besondere Lebenszeichen zu geben, den Berg hinaufgeschleppt werden mußte, bis in seine Cabine, wo er von allen Stürmen des Lebens ausruhte.

Viertes Capitel.

Vater und Sohn.

Die Orgie im Pavillon blieb nicht ohne Folgen. So befreundet auch der Hotelbesitzer mit Richard war: so war doch diese Freundschaft nicht stark genug, um irgend einen Posten der Hotelrechnung auszulöschen, und da die unbezahlbare Rechnung zu vielen unbezahlten hinzukam, so hielt es Richard für nöthig, seinem Vater Geständnisse zu machen und dessen Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Es war für ihn ein schwerer Gang: er fand seinen Vater im der Studirstube in Lehnsessel, vor sich einen jener Quartbände, welche seine Reden enthielten, und in jener begeisterten Stimmung, in welche ihn stets die Lectüre derselben versetzte.

„Das sind Reden, Richard!" rief ihm der alte Born entgegen, als jener kaum die Schwelle überschritten hatte; „wer sie unbefangen liest, muß sich daran erfreuen. In der That, unsere parlamentarische Beredtsamkeit hat seit 1848 und den folgenden Jahren große Rückschritte gemacht. Damals

wußten wir den Stier bei den Hörnern zu fassen: das war eine Sprache voll Nerv und Mark, die ein Echo bei der Nation fand: nichts von den gewundenen und geschraubten Wendungen der heutigen Reichstagsgrößen. Der einzige, der spricht wie wir gesprochen haben: das ist Bismarck selbst; doch er hat die Macht hinter sich und wir hatten sie gegen uns."

„In der That, Du warst ein glänzender Redner," sagte Richard, welcher seinen Vater bei guter Laune zu erhalten wünschte.

„Man hat mir das so oft gesagt," versetzte Born schmunzelnd, und, auf den Quartband klopfend, rief er aus:

„Das bleibt, in der That, das bleibt!"

„Gewiß, Vater," sagte Richard etwas kleinlaut: denn er fürchtete heute, der alte Born möchte die Sammlung seiner Reden durch eine neue vermehren, der es ebenfalls nicht an durchschlagender Wirkung fehlen würde.

„Sieh sie Dir doch an, diese Berühmtheiten von heute: sind das Redner, die zu einer Nation zu sprechen das Recht haben? Da ist der Windthorst mit seinen jesuitischen Schraubengängen und sarkastischen Explosionen: er spricht ja nie ohne eine reservatio mentalis; er ist im Grunde ein Witzbold, wie es der selige Detmold, auch ein solcher

kleinstaatlicher Minister, im frankfurter Parlament war; doch dieser ultramontane Kladderadatsch hat einen merkwürdigen Januskopf; das ernste Gesicht auf der andern Seite hat einen fanatischen Zug: vorn Abraham a Santa Clara, hinten Arbues; das ist kein Redner von Gottes Gnaden; das ist ein gewandter Improvisator und Debater und ein Intrigant aus der hohen Schule Roms."

Richard kannte diese Herzensergüsse; er klopfte ungeduldig mit den Fingern an die Fensterscheiben und überlegte, mit welcher Redewendung er sein eigenes Anliegen am besten einleiten würde.

„Da ist ferner Bennigsen, ein Redner in Glacéhandschuhen, säuberlich und elegant, nur daß er, ohne daß man's recht bemerkt, die Handschuhe bisweilen umdreht. Er hat einen warmen Fluß in seiner Rede; man fühlt sich davon getragen und doch kommt man dann ganz wo anders an, als man erwartete. Seine Reden sind glatt, haben keine Ecken und Kanten, keine schroffen und scharfen Wendungen; sie sind frei von schlagenden Witzen, von allem, was an die Improvisation erinnert; es ist eine vorzügliche Mache darin, jedes Wort sitzt wie angegossen. Und doch hat Bennigsen mit seinem Landsmanne Windthorst eine große Aehnlichkeit; sie experimentiren von Fall zu Fall; es sind Casuisten und sie müssen es sein; denn die Partei des

Einen hat eine wächserne Nase, wie die Partei des Andern, und die Führer müssen ihr stets die rechte, für den Augenblick passende Form andrehen."

„Das sind nicht Deine Gesinnungsgenossen, Papa! Doch die von der Linken . . ."

„Eine sehr zahme Linke, und mit ihrer Beredtsamkeit sieht's auch nicht sonderlich aus. Da waren wir andere Leute! Lasker ist todt; er hatte Wärme und Schwung; aber es ging ihm mit seinen Reden, wie unserer Nachbarin drüben, der Predigerstochter, mit ihren Augen; sie sind schön, aber sie himmeln zu sehr. Da war alles überschwänglich — und aus den juristischen Paragraphen gerieth er in die „Träumereien einer Mannesseele" und da verlor man jeden Boden unter den Füßen; da sprach er wie ein kleiner Marquis Posa als Bürger derer, die da kommen werden; er hatte allerlei Ideale, menschheitliche, pädagogische, meinetwegen auch talmudische. Doch er strich sie mit lauter Wasserfarben an; sie waren blaß und verschwommen. Und dann gerieth er immer zur Unzeit in's falsche Fahrwasser; wo er praktischer Politiker sein sollte, war er Apostel und umgekehrt; er war taktlos, wie alle Idealisten, die im Nebel ihren Weg suchen. Freilich konnte er auch scharf und schneidig sein, sein Redefluß hatte oft eine unwiderstehliche Vehemenz, und in der That, wenn man von einer Kunst der Rede

prechen will, so sind Bennigsen und Lasker noch immer die Jünger Quinctilians, die ihrem Meister vorzugsweise Ehre machen. Doch sie können nicht aus dem Vollen schöpfen, wie wir es konnten. Eugen Richter aber ist ein energischer Gladiator in der politischen Arena; er hat starke Muskeln, aber einen schweren Tritt; seine Reden sind wuchtige Hiebe; er weiß die schwachen Stellen des Gegners herauszufinden und schlägt seine Paraden durch; aber er ist kein Redner, sondern ein rauflustiger Parteimann und er steht immer auf der Mensur. Gewiß . . . er hat erstaunliche Kenntnisse im Staats- und Finanzwesen, hat stets seine Paragraphos wohl einstudirt und läßt die Zahl gegen die Zahl marschiren, wenn eine vom Regierungstisch mobil gemacht wird. Doch er ist im Grunde nur ein aufsässiger Verwaltungsbeamter außer Dienst, ganz von dem Stoff, wie die Herren am grünen Tisch, die er mit ihren eigenen Waffen bekämpft. Sind das überhaupt Parlamente, was heute in Berlin tagt? Im Grunde sind's volkswirthschaftliche Congresse, Paragraphenmacherei ohne höhere Gesichtspunkte . . . da wird an den Regierungsvorlagen herumgekaut. Regierungsvorlagen . . . dergleichen kannten wir gar nicht: wir selbst waren allein die schöpferische Macht. Lies nur meine Reden, lieber Sohn; ich war damals noch sehr jung; aber ich hatte das volle Bewußtsein unsrer souve-

rainen Stellung. Was ich sprach, wie ich sprach ... ich muß es noch heute bewundern, selbstlos bewundern; denn der Born von damals ist mir gleichsam eine historische Größe geworden!"

„Lieber Papa," sagte jetzt Richard, indem er sich ein Herz faßte, „ich erkenne Deine historische Größe an; aber ich wende mich jetzt an Dein menschlich fühlendes Herz. Lassen wir einmal die hohe Politik und die Finanzfragen des Staats und beschäftigen wir uns einen Augenblick mit meinen eigenen Finanzen."

Diese etwas unsanfte Wendung machte auf Born einen sehr ernüchternden Eindruck: er fiel gleichsam aus den Wolken seiner Unsterblichkeit herab; denn eine nicht einmal dunkle Ahnung sagte ihm, auf welche Enthüllungen er gefaßt sein müßte; er legte seine Stirn in Falten und fuhr sich mit der Hand ins Haar.

„Wie es scheint, kommst Du wieder nicht aus mit Deinem Gelde?"

„Nein, Papa, es reicht nicht, ich sag' es gerade heraus."

„Und Du lebst hier bei mir im Hause, hast Wohnung, Kost, Verpflegung umsonst."

„Wir sind einmal hier die ersten Leute im Städtchen und man muß nicht nur den Muth seiner Meinung, sondern auch den Muth seiner Stellung

haben. Du giebst ja auch Geld genug für manches Ueberflüssige aus!"

Der Rechtsanwalt bestätigte seufzend diese Thatsache.

Richard Born fuhr fort: „Die goldene Jugend in Lohrstein sieht einmal auf mich: ich muß es ihr gleich, ich muß es ihr zuvorthun. Das ist kostspielig, Papa! Doch wir haben einmal die schönste Villa hier am Ort . . . noblesse oblige! Gelegentlich muß man sich auch populär machen bei den kleinen Leuten . . . das bringt sich immer wieder ein, auch wenn man sich nicht wählen läßt. Und Du solltest Dich wieder wählen lassen . . . ein Redner wie Du . . ."

Born räusperte sich . . . wie sollte er aus dem Wurzelstocke dieser perennirenden Heiserkeit eine oratorische Blüthe treiben?

„Ich glaube selbst, Papa, Du könntest im Reichstage glänzen; Du hast eine energische Art, den Leuten die Wahrheit zu sagen . . . und das ist doch die Hauptsache. Oderint dum metuant . . . doch wenn Du einmal Lust bekommen solltest, ich bereite Dir inzwischen den Boden vor; ich werbe Dir Stimmen."

„Du bist sehr fürsorglich, mein Sohn."

„Erst neulich hab' ich den Gärtner Meisel und den Schiffer Dietrich für Dich gewonnen; sie er-

hoben keinen Widerspruch mehr gegen meine Ansichten; sie waren mit Leib und Seele unser und so stumm hingegeben, wie man's von gutem Stimmvieh erwarten muß; doch die Hotelrechnung war sehr bedeutend . . ."

„Ich glaube, die wären auch wohlfeiler zu gewinnen gewesen."

„Doch nicht so nachhaltig . . . sie müssen von einem solchen Fest einen unauslöschlichen Eindruck behalten, besonders da Deine Candidatur doch noch „Musik der Zukunft" ist. Wenn Du mir jetzt übrigens eine kleine Unterstützung von tausend Mark geben wolltest, so würde mir dies sehr willkommen sein."

Richard hatte diesen letzten Satz, ohne ihm eine genügende logische Verknüpfung zu geben, sehr hastig hervorgestoßen; er nahm dabei eine möglichst gleichgültige Miene an, obschon er nicht ohne Besorgniß war, der Vater möchte von dieser kleinen Forderung empfindlich genug berührt werden.

In der That zog Born seine dichten Augenbrauen unheimlich zusammen.

„Du bist ein Verschwender, Richard!"

Dann ging er im Zimmer unruhig hin und her, rückte den Lehnstuhl ärgerlich bei Seite und bestärkte seine Haare, die noch mehr als sonst zu

Berge zu stehen schienen, durch einige Griffe in's Volle in ihrer Halsstarrigkeit.

„So kann's nicht fortgehen, Richard; am wenigsten lange Jahre! Deine Carrière ist ziemlich aussichtslos: wenn Du das Examen wirklich noch bestehen solltest, so kommt dann der lange Vorbereitungsdienst, die Staatsprüfung, eine bedenkliche Klippe für Dich, und auch dann noch kein Amt, keine Einnahmen. Es ist zum Verzweifeln! Der Staat sollte diejenigen auf Händen tragen, die ihm ein halbes Leben opfern . . . und er betrachtet sie im Grunde nur als ein nothwendiges Uebel. Setze Dich her zu mir, Richard, ich muß Dir ein Geständniß machen."

Richard nahm einen Stuhl und ließ alles ruhig über sich ergehen; ihn beschäftigte zunächst nur die wichtige Frage, ob er die tausend Mark erhalten werde.

„Wir befinden uns nicht in so glänzenden Verhältnissen, wie es den Anschein hat; meine Vermögenslage ist sehr ungünstig. Ich bin ein Mann von Ruf und kann nicht leben wie die kleinen Bürger hier; ich bin ein Mann von Bildung; ich muß reisen, Kunstwerke ankaufen, die einem höheren Sinn Befriedigung gewähren und ohne einen gewissen Komfort des Daseins ist der gebildete Mann ja schlimmer daran, als der ärmste Proletarier."

„Das sind ganz meine Ansichten," versetzte Richard, sehr erfreut darüber, daß der Vater ihm selbst die Waffen zu seiner Vertheidigung in die Hand gab.

„Und was meine Praxis betrifft — ein Mann von meiner Bedeutung kann nicht kleinliche und klägliche Processe führen; alles, was ich in die Hand nehme, muß interessant, schwierig und verwickelt sein, einen großen Stil der Behandlung zulassen; ich bin eben kein Winkeladvocat; der Name „Born," der unter den wichtigsten Anträgen und Amendements stand, darf nicht profanirt werden durch die Berührung mit untergeordneten Rechtshändeln. In unserer Stadt aber sind Processe selten, die den Scharfsinn des Rechtsgelehrten herausfordern und ihm Ruhm verschaffen. So hab' ich denn auch nur geringe Einnahmen und das Gleichgewicht meines Budgets ist in bedenkliches Schwanken gerathen."

Bei diesen Geständnissen nahm Richard doch eine etwas bedenkliche Miene an; das schwankende Budget zog ihn selbst zu sehr in Mitleidenschaft; er hielt es für angebracht, dem Vater einen guten Rath zu ertheilen.

„Du solltest doch, lieber Papa, auch die kleinen Processe nicht verschmähen . . . es ist wie mit den

kleinen Schulden; allmählich wird die Summe doch recht ansehnlich.“

Born zuckte die Achseln, weniger über den guten Rath selbst, als über die Keckheit dieses sonst so rathlosen Sohnes, der sich herausnahm, den Vater meistern zu wollen.

„Mit einem Worte, auf unserer Villa stehen Hypotheken genug, und es fehlt auch nicht an flottirenden Schulden. Wäre nicht der überaus gefällige Actienmüller, ich würde oft nicht wissen, wie ich mich aus meinen Verlegenheiten herausreißen soll.“

„So, so,“ warf Richard hin, den die Berichte des Vaters immer mehr in eine unbehagliche Stimmung versetzten, „nun, ich möchte nicht gerade mit dem Actienmüller zu thun haben; dieser Reichenstein hat gewiß bei allem, was er thut, seine wohlerwogenen Hintergedanken; er wird Dir das Netz über dem Kopfe zusammenziehen, Papa; vielleicht erscheint ihm diese Villa, vielleicht ein in ihr athmendes Wesen sehr begehrenswerth. Mir ist er nichts weniger als sympathisch, dieser breitschultrige Hüne mit der gequetschten Nase, trotz des unergründlichen Geldsackes.“

Der Actienmüller war der reichste Mann im Städtchen. Anfangs Besitzer der großen mehrstöckigen Mühle im Flußthal, mit Dampfmaschinen,

Elevatoren und allem ausgestattet, was die Mühlentechnik in neuer Zeit erfunden, hatte er bei günstiger Gelegenheit sein Besitzthum an eine Actiengesellschaft verkauft und ein großes Vermögen erworben. Damit nicht zufrieden, ließ er sich von der Gesellschaft zum technischen Leiter des Instituts wählen, erhielt dafür ein ansehnliches Gehalt und noch ansehnlichere Tantièmen. So führte er den Namen des Actienmüllers mit Recht; denn er war das Schwungrad des ganzen Mühlenbetriebes.

Richard hatte zu seiner Abneigung gegen ihn Grund genug; denn der Müller hielt wenig von dem jungen Born und ließ es ihn gelegentlich fühlen. In seiner schroffen Manier machte er wenig Federlesens mit ihm; doch Richard glaubte durch seine akademische Bildung berechtigt zu sein, den vierschrötigen Hausfreund als einen Philister zu betrachten und auf ihn herabzusehen.

„Jetzt begreif' ich erst, Papa," fuhr er fort, „warum Du mit ihm einen so intimen Umgang pflegst; denn der Mann paßt doch eigentlich nicht zu Dir; er weiß Deine historische Größe nicht zu würdigen. Auch glaub' ich, daß Du ihm weniger interessant bist als du denkst, und wenn Du ihn einmal mit der Vorlesung einer Deiner Reden zu erfreuen suchst, so macht er eine überaus gelangweilte Miene, kann einen Gähnkrampf kaum bewältigen

und denkt gewiß im Stillen an die Getreidepreise und hundert andere Dinge, die mit der deutschen Einheit und Freiheit gar nichts zu thun haben."

„Du irrst . . . er ist ein Gesinnungsgenosse und hat mir oft die Hand gedrückt nach einer solchen Vorlesung."

„Gesinnung haben diese Herrn gar nicht, lieber Papa: sie kokettiren vielleicht mit der Freiheit, so lange sie ihnen den Courszettel nicht ruinirt, und was den Händedruck betrifft, so weiß ich nicht, wie viel Du davon auf Deine Rechnung setzen darfst; er ist sehr eifrig bestrebt, Deine Gunst zu erwerben, aber ich glaube, daß ihm an Dir selbst nicht viel gelegen ist — nimm's nicht übel, Papa! Du bleibst ja doch was Du bist! Elfriede gefällt ihm; auf Dein Töchterchen hat er's abgesehen, und wenn er Dir die Bärentatze reicht, so denkt er nur an den Honig im alten Stamm, den er naschen will. Indeß brauchst Du's ja nicht mit ihm zu verderben; eine solche Geldquelle darf man sich nicht verstopfen; ich wäre der letzte, der's thun würde."

Born war über die Altklugheit des Sohnes, der auf einmal den Mentor spielte, weil der Vater ihm einen Blick in die dunkeln Seiten seiner Existenz verstattete, nicht wenig erbittert.

„Gleichviel," sagte er kurz und scharf, „noch

einmal erhältst Du die tausend Mark . . . doch zum letzten Male. Ich kann sie Dir erst geben, wenn Reichenstein von seiner Geschäftsreise zurückgekehrt ist; denn ich habe sie nicht zur Hand und muß sie borgen. Du aber weißt, daß und worin Du Dich einschränken mußt; ich helfe Dir nicht mehr; Du wirst in Deinem Leichtsinn zu Grunde gehen und meinen Zorn geb' ich Dir mit in den Kauf."

Richard sprach einige Worte des Dankes und schlich dann etwas bedrückt von dannen; das Bild seiner Zukunft erschien ihm nicht so rosenfarben wie sonst. Born mußte sich von der Aufregung erholen und den lindernden Balsam auf die Wunden gießen. Er klingelte und ließ das Fräulein kommen. Sie erschien mit der ganzen Stattlichkeit, mit der überlegenen Haltung der Hausgebieterin; sie wußte schon, welchen Genuß sie dem Rechtsanwalt bereiten sollte. Er setzte sich auf dem Lehnstuhl zurecht und zündete sich eine Cigarre an, während sie den wuchtigen Quartband ergriff und mit sonorem Organ und pathetischem Ton eine längere Rede vorlas, nicht ohne den Vortrag durch Ausrufe des Beifalls und der Bewunderung zu unterbrechen, welche diese schönen Stunden für Born unvergeßlich machten.

Fünftes Capitel.

Woldemar vom Berge.

„Einsamkeit,“ schrieb Sanders in sein Tagebuch, „und Ruhe vor der Welt . . . dem Eremiten mochte sie erreichbar sein, der sein Herz in der Kutte begraben; er mag wie die in Bernsteiu eingeschlossene Fliege von dem großen brausenden Ocean ringsum abgesperrt sein; aber die Weltentsagung ist eines Kampfes Preis, der nie ausgekämpft wird, so lange wir unter den Lebendigen weilen.“

„Wie schön malt' ich mir diesen Verzicht auf die Welt aus . . . ich selbst wollte mir alles sein, nur meinen Gedanken und Träumen leben . . . alles, was die Zeit bewegt, sollte mir nur ein fernes Wetterleuchten sein, ein am Horizont leise grollender Donner . . . und damit ich mir ganz gehörte, sollte nichts von außen rühren an mein Herz, und kam ein bunter aus dem Lenz verschlagener Falter, so sollte er die Blüte geschlossen finden. Keine Regungen, keine Wallungen, die auch nur den leisesten Hauch von Unruhe in meine Seele bringen.“

„Ich fühl's, es ist ganz anders gekommen, und ich ringe mit den Lockungen der Welt; ich habe kein Talent zum Brahmanen, der tagelang auf seine Nasenspitze sieht und das geheimnißvolle Wort „Om“

wiederholt; ich habe kein Talent zum Buddhisten, der sich in seine Nirvana so tief versenkt, daß ihm der ganze Lärm des Erdenlebens nur als ein dumpfes Ohrensausen und Ohrenklingen erscheint, von dem er sich auch noch zu kuriren sucht. In Italien glaubt' ich schon, in dem Geheimniß dieser Weisheit höhere Grade erreicht zu haben; hier in Deutschland sah ich, daß es Täuschung war; ich bin ein Novize, der die Weihen nie empfangen wird. Unsere Cultur ist wie ein großer Pulverisator und stäubt überallhin ihre Gedankenatome. Wohin man auch flüchten mag — diesem Sprühregen kann man nicht entgehen. Anregend und belebend, oder betäubend und vergiftend . . . es ist immer der Hauch einer großen Gemeinsamkeit, der uns anweht und der bis in die entlegenste Zelle dringt. Die Cultur giebt uns nicht frei, noch weniger das eigene Werk, sei es noch so klein, das wir in ihrem Dienste geschaffen. Wir leben darin, aber wir haben keine Gewalt mehr darüber; es taucht plötzlich wieder auf, wo wir's am wenigsten erwarteten, und wie eine fremde Macht schreibt es uns Gesetze vor. Ich hatte meine literarische Vergangenheit, ich hatte „Woldemar vom Berge" mit allen seinen Schriften begraben und war überzeugt davon, daß ihn Niemand in's Leben zurückrufen werde, nachdem so viele Jahre seitdem verflossen sind, um so weniger

als ja auch Publikum und Kritik die Schollen auf seinen Sarg geworfen hatten. Da find' ich seine Gedichte in der Hand eines lieblichen Mädchens . . . es ist ein Eindruck, den ich nicht beherrschen kann. Wie ich mich wehren mag . . . eine fast fieberhafte Unruhe hat sich meiner bemächtigt, ein dunkler Drang, der mich zurück in's Leben treibt. Wie mit leisen Fingern berührt es mich, und wenn ich mich umsehe, da seh' ich im Dämmer zwei verhüllte Gestalten, von denen ein magisches Leuchten ausgeht. Ich glaubte sie bezwungen zu haben; doch es sind die unbezwinglichen: die Liebe und der Ruhm!"

Hier unterbrach die italienische Haushälterin ihren Herrn . . . eine Einladung von Rechtsanwalt Born war für ihn abgegeben worden: man wartete auf Antwort. Ein Abend im engsten Familienkreise . . . zusammen mit dem gefährlichen Mädchen, welches seine Gedichte kannte und liebte? Ein neues Zugeständniß an die Welt und das Leben . . . er gab es nicht leicht; er ging, das Briefchen zerknitternd, im Zimmer auf und ab; er wußte, daß er verloren war, wenn er jetzt nicht den Muth hatte zu einem entschiedenen Nein. Und doch . . . das Mädchen mit dem Feuerblicke stand zu lebhaft vor seiner Seele: aus ihrem Munde ein Lob seiner Gedichte zu hören, das wäre ihm eine Genugthuung

gewesen, wie er sie seit langen Jahren nicht empfunden. Wenn er diese Einladung ausschlug, so mußte er auf neue Versuchungen gefaßt sein: es wäre ihm nichts übrig geblieben, als die Villa zu verkaufen und nach einem anderen Orte zu ziehen; denn auch der Heldenmuth, mit dem er bei Begegnungen im Walde dem schönen Mädchen fast unhöflich ausgewichen war, würde sich schwerlich immer von neuem bewährt haben.

Die Haushälterin machte in ihrer Ungeduld sich mit einem italienischen Fluche Luft. Sanders war nicht stark genug zu einem heldenmüthigen Entschluß; seine guten Vorsätze zerbröckelten ihm unter den Händen; fast abergläubisch sah er in dem Zufall, der ihn im Boudoir einer jugendlichen Schönheit seine Gedichte finden ließ, eine Mahnung des Schicksals, den Plan des Lebens, den er sich vorgezeichnet, aufzugeben, in die alten längst verlassenen Bahnen zurückzulenken; er schrieb eine zusagende Antwort; doch kaum war sie herausgetragen worden, als er den Entschluß wieder bereute. Sein Gewissen regte sich . . . so leichthin durfte er doch Langerwogenes nicht aufgeben; er trat zur Thüre hinaus . . . der Bote war schon auf der Straße. Sollte er die Haushälterin ihm nachschicken? Doch war denn die Gefahr so groß, wie er sie sich ausmalte? Sein Incognito bewahrte er jedenfalls . . . und

wer sagte ihm denn, daß das Mädchen für diesen obscuren Herrn Sanders die geringste Theilnahme hegen würde? Doch sein eignes Herz? Nun, eine kühle Aufnahme wirkt erkältend auch auf ein warmes Empfinden . . . und einer unglücklichen Liebe lange sein Herz zu öffnen, war er doch nicht mehr jung genug. Dann kehrte er nur mit einer neuen Enttäuschung in eine um so mehr gesicherte Einsamkeit zurück. So ließ er den Boten seines Weges ziehen und ging noch nachdenklich einige Zeit im Garten auf und ab.

Am Abend fand er die Villa Born hell erleuchtet . . . doch zauberischer war der Blick durch ihre Fenster auf die mondhelle Landschaft, den versilberten Fluß und seine Schlangenwindungen. Aus dem Städtchen war Niemand geladen, als der Bürgermeister, ein stattlicher Mann, von dem man bisweilen in den Zeitungen las; denn er betheiligte sich an der politischen Bewegung und hielt Reden im Sinne der gemäßigt-liberalen Partei, sehr wohl stilisirte Reden, in denen alle currenten Phrasen geschickt verwerthet und ein Compliment nach links stets von einer Verbeugung nach rechts begleitet war. Er führte bei Wahlversammlungen das große Wort . . . er selbst aber war nie zur Wahl vorgeschlagen worden; man fand ihn sehr liebenswürdig, aber allzu schwächlich. Seine kleine, dicke Gattin

begnügte sich damit, das weibliche Oberhaupt der Stadt zu sein und hatte ein etwas steifes Rückgrat, das sich nicht beugen wollte; mit einer leichten, kaum merkbaren Kopfbeugung pflegte sie den Gruß der Bewohner Lohrsteins zu erwiedern. Das alles ist mir unterthänig . . . sagte ihr ein unverwüstlich stolzes Bewußtsein: die Macht der Gewohnheit war so groß, daß sie diese souveräne Art zu grüßen, auch gegenüber anderen beibehielt, die nicht zu ihren Unterthanen gehörten, selbst gegenüber einem hohen Adel, der seinerseits auf die kleine, kugelrunde Frau mit vornehmem Lächeln herabsah und sie den „Reichsapfel" nannte, mit Anspielung auf den souveränen Würdenträger, der über Lohrstein herrschte.

Die Unterhaltung am Theetisch wurde bald lebendig. Lotte — so hieß die Bürgermeisterin — kannte alle Stadtgeschichten: es war ja natürlich, daß sie ihr zuerst rapportirt wurden. Und das war gerade so gut, als würden sie am Rathhaus angeschlagen. Sanders war erstaunt, zu erfahren, was sich da alles unter den Schieferdächern des harmlosen Städtchens abspielte. Da war ein Commis der Actienmühle mit einer bedeutenden Summe durchgegangen . . . es war ein Freund Richard's und dieser bemerkte, ruhig seine Tasse schlürfend, zur Erläuterung:

„Er hat zu viel im Hazardspiel verloren!"

„Im Hazardspiel?“ fragte Sanders verwundert.

„Das gehört zu den eigentümlichen Lastern unseres Städtchens,“ versetzte Born; „es ist hier ein wahrer Krankheitsherd, der Bacillus des Hazardspiels muß hier in der Luft herumstäuben. Alles spielt Hazard, Bürger und Bauern; ein Strafproceß folgt dem andern; unser Bergnest ist ein wahres Monaco.“

„Das wissen Sie doch,“ sagte die Bürgermeisterin mit stolzem Selbstgefühl zu Sanders, „daß auch der Director unserer Bürgerschule wegen Wechselfälschung zur Untersuchung gezogen wurde? Er hat auch sonst noch allerlei saubere Dinge begangen, Orden getragen, die ihm nicht zukamen, falsche Zeugnisse eingereicht; doch die Herren vom Rath und leider auch mein Mann waren ganz von ihm entzückt. Ja die Männer, die Männer! Ein wenig Schmeichelei . . . das imponirt ihnen gewaltig. Und er verstand ihnen allen etwas Angenehmes zu sagen. Dabei war er ein großer Redner . . . und er sprach zum Herzen. Bei festlichen Gelegenheiten, wie bei der Fahnenweihe unserer Schützen ließ man ihm das Wort: er trug ja das eiserne Kreuz, obgleich er nie Pulver gerochen hatte und nicht einmal als Schlachtenbummler mit im Felde gewesen war. Eigentlich kam's meinem Manne zu, diese Reden zu halten;

auch er spricht recht gut, das muß ich sagen, obgleich mir viele seiner Reden, die er zu Hause hält, nicht sonderlich gefallen; doch er hatte so viel Respect vor dem eisernen Kreuz; er ließ dem Director den Vortritt . . . und der sprach auch dann mit einer patriotischen Wärme . . . man hatte das Gefühl, als müsse man in die Kugeln der Feinde hinein und eine Schanze stürmen. Ich glaube jetzt gar keinem Redner mehr und selbst wenn der Herr Pastor zur Tugend mahnt, dann denk' ich immer: was mag der wohl verbrochen haben?"

„Aber, Lotte," sagte der Bürgermeister vorwurfsvoll, der gar nicht damit einverstanden war, daß so vor aller Augen die schmutzige Wäsche der Stadt gewaschen wurde.

„Solche Schwindler üben einen verderblichen Einfluß, dem man sich nicht zu entziehen vermag. Jetzt sitzt der brave Mann, ja der brave Mann; denn ihr alle, der ganze hohe Rath hat ihn mit Orgelton und Glockenklang gefeiert. O ja, es passirt mancherlei in unserer Stadt, Herr Sanders!"

„Der Herr Schuldirector hatte offenbar seine Carrière verfehlt," meinte Richard, „er war zum Cavalier geboren und beim Bestreben, seinen wahren Beruf zu erfüllen, mußte er zu Grunde gehen. Es geht vielen so . . . Hamlet wollte die Welt ein=

renken, die aus ihren Fugen gegangen ist . . . noch schwerer ist's, sein eigenes Leben einzurenken."

„Ich möchte wissen, wozu Du eigentlich geboren bist," meinte Vater Born.

„Gewiß nicht," versetzte der Sohn, „um mich examiniren zu lassen."

„Die großen Städte haben wenig vor uns voraus," fuhr die Bürgermeisterin in ihren Enthüllungen fort; „da ist neulich unten im Pavillon sogar eine Orgie gefeiert worden."

Richard schlürfte den chinesischen Thee mit besonderer Andacht und war mit der Zuckerzange und der Rumflasche so angelegentlich beschäftigt, daß er nichts zu hören schien, was von diesen Greueln berichtet wurde. Der Bürgermeister aber wies seine Frau mit einem leisen Wink auf die Tochter des Hauses hin, doch jene zuckte nur die Achseln; sie hielt die Mahnung für überflüssig und ließ sich in ihrer resoluten Berichterstattung nicht irre machen.

„Eine Orgie . . . mit Champagner noch dazu . . . man mußte einige Opfer nach Hause tragen. Und durch den Garten tanzten die Dirnen im Mondschein, wie Bacchantinnen, mit flatterndem Haar und lockern Gewändern."

Diesen Bericht seiner phantasievollen Ausschmückung zu entkleiden, hielt sich Richard nicht für berufen; er verharrte in gleichgültigem Schweigen

Louise aber, die bisweilen noch Anwandlungen pädagogischer Art hatte, winkte Elfriede zu sich in das Boudoir, als wollte sie mit ihr sich über eine wirthschaftliche Frage berathen: sie fürchtete, daß der Strom der Beredtsamkeit die Erzählerin allzuweit mit sich fortreißen und allerlei unliebsame Dinge an's Ufer spülen werde.

Man erhob sich vom Theetisch und Sanders trat zu den beiden jungen Damen.

„Die Frau Bürgermeisterin," sagte er, „hat uns eine ganze Novellensammlung vorgetragen; ich hätte nicht geglaubt, daß ein Boccaccio in Lohrstein so vielen Stoff finden würde."

„Die Menschen sind sich überall gleich," versetzte Elfriede, „nur das Costüm ist verschieden. Ueberall dieselben Leidenschaften! Was im Fürstenhause eine Tragödie ist, wird unter dem Ziegel- oder Strohdach eine Dorfgeschichte, und nur wegen des Costümwechsels hatten die Dorfgeschichten solchen Erfolg."

„Ich war nie ein Freund derselben," versetzte Sanders, „entweder sind sie bis ins Detail des Denkens und Empfindens wahr ... dann bewegen wir uns in dem Bereich einer untergeordneten Bildung und müssen viel handgreifliche Rohheit mit in den Kauf nehmen; oder der Dichter giebt seinen Helden und Heldinnen das Relief der

eigenen Bildung . . . dann erhalten wir das Salontyrolerthum mit den poetisch gestickten Hosenträgern und den zierlichen Strümpfen über der künstlichen Wattirung."

„Ich bin einmal eine Ketzerin gegenüber der Mode," sagte Elfriede; „ich habe mich im vorigen Winter in den Salons der Residenz bewegt, ich war bei einer Tante zum Besuch . . . da hörte ich so viele Werke und immer dieselben von allen Seiten rühmen; es war wie eine Verschwörung, die diesen oder jenen Autor auf den Thron setzen wollte. Ich begann in den gerühmten Romanen zu lesen . . . mir kam alles so trocken vor; nichts, das mich angeregt, gerührt, ergriffen hätte. Nein, ich bleibe bei meinen Dichtern! Ich kann jene Romanschreiber nicht Dichter nennen: sie haben nicht das im schönen Wahnsinn rollende Auge und ebenso wenig das unvergängliche Wort, das sich dem Gedächtniß der Nation einprägt und das dem Einzelnen ein Schatz für's Leben wird."

„Sie schwimmen gegen den Strom, mein Fräulein," versetzte Sanders; „die Lyriker sind nicht mehr Mode."

„Das sag' ich meiner Freundin oft genug," warf Louise ein, „man liest doch, um über das Gelesene sprechen zu können; man tauscht darüber seine Ansichten in der Gesellschaft aus. Wenn man

Schriften liest, die Niemand kennt, so ist das im-
grunde eine verlorene Arbeit. Ein junges Mädchen besonders darf nicht so eigensinnig sein, sich seine Dichter im Stillen krönen zu wollen. Wenn sie dergleichen auf den Markt bringt, so zuckt man die Achseln. Sie kann doch keinen Dichter in die Mode bringen . . . vielleicht vermag dies eine geniale Frau, auf deren Offenbarungen man lauscht — doch das findet kein Echo, wenn ein schüchternes Hühnchen einen solchen Namen piepst. Das muß hinter der Gluckhenne einherschreiten . . . und die große Gluckhenne für alles Weibliche ist einmal . . . die Mode. Man trägt ja geschmacklose Dinge, wenn sie es verlangt: so muß man sich auch an das Geschmacklose gewöhnen, das sie anpreist in Musik und Literatur. Es ist eigentlich gegen die Dehors, klüger sein zu wollen, als alle Welt ist."

„Nein, nein," versetzte Elfriede, welche von der Lebensweisheit ihrer Erzieherin keineswegs erbaut war; „jeder muß sich selbst treu sein und alle gesellschaftliche Heuchelei verschmähen. Ich liebe das, was mir geistig verwandt ist, das Fremdartige weise ich zurück. Ich werde mich nicht vordrängen mit meinen Meinungen und Gefühlen, ich werde sie nicht vor der Welt zur Schau stellen und Andere zu bekehren suchen: das wäre unpassend und würde Tadel verdienen; ich wahre für mich, was mich er-

freut, erhebt, begeistert, und gerade das beseligt mich, daß ich so eigenen Besitz habe. Ich kann schweigen, wenn die Anderen mit lärmender Bewunderung und in angelernter Einstimmigkeit den Helden der Mode zujubeln: doch nicht mit einem leisen beifälligen Kopfnicken würde ich meine Ueberzeugung verleugnen."

Es war so viel Klarheit, Klugheit und Charakter in allem, was Elfriede sagte, daß Sanders sich immer mehr zu ihr hingezogen fühlte. Ihre Schönheit erschien im Glanze der Ampeln und Lüstres noch fesselnder: das tiefdunkle, wie Ebenholz leuchtende Haar, die feurigen, schwärmerischen Augen, deren rehbraune Farbe in eine tiefe Gluth sich wandelte, wenn sie mit Begeisterung sprach, die schlanke Gestalt, gehoben durch eine einfache, aber harmonische und sich den Formen graziös anschmiegende Toilette: das alles machte sie zu einer gewinnenden Erscheinung und ihr schönes Organ, der seelenvolle Ton, mit dem sie zu sprechen pflegte, erhöhte diesen Eindruck.

Doch Sanders sollte noch persönlich von ihrem Zauber berührt werden: sie standen am Fenster und blickten hinaus in die Landschaft; der Abendwind blätterte in den Wäldern, die wie dunkle Wogen zusammenschlugen . . . und das Mondlicht, das sie zu verschlingen drohten, flüchtete in den Fluß, der es aufnahm und wie fluthendes Silber treu mit

sich führte. Da schlug Elfriede ein Buch auf, das auf dem Tischchen am Fenster lag, und sie las ein Gedicht vor, das stimmungsvoll ein solches Landschaftsbild schilderte. Es befremdete sie, daß Sanders nicht in das Lob einstimmte, welches sie der Dichtung spendete; daß er, der sonst so warm zu empfinden schien, unempfindlich war für den Reiz dieser Verse; doch jener sah hinaus, traumbefangen; es muthete ihn an, als habe er wie mit visionärem Blick, damals, während er das Gedicht niederschrieb, dies Bild vor sich gesehen, ganz so wie er's jetzt mit leiblichen Augen sah.

„Woldemar vom Berge," sagte Elfriede, „ist mir deshalb so lieb, weil er eine eigene Art hat zu denken und zu empfinden und dafür das treffende Wort findet. Es ist alles bei ihm aus einem Gusse. Es giebt Dichter, die nur zur Miethe wohnen, und andere, die wirklich Hauseigenthümer sind: auch von jenen Miethsbewohnern macht man oft viel Wesens; sie bilden die Hauptbevölkerung des Parnasses; aber nur die andern, die wenigen sind die ächten Dichter. Das muß man herausfühlen; der Ruf und selbst der Ruhm täuschen allzu oft. Woldemar vom Berge ist wenig bekannt; ich fand seine Gedichtsammlung in der Bibliothek meiner Freundin in der Hauptstadt . . . ich blätterte darin, ich fand Gedanken, deren Gepräge nicht das landesübliche war. Mächtig

angezogen las ich Blatt für Blatt und immer wieder von neuem; ich hatte meinen Liebling unter den Poeten gefunden. Was kümmerte es mich, daß die jetzige Welt nichts von ihm zu wissen schien? Wie oft begräbt der Zufall Werthvolles und Herrliches."

„Sie haben Recht," versetzte Sanders; „man muß in der Welt dem Zufall ein größeres Recht einräumen, als jene hochweisen Denker thun, welche die höhere Nothwendigkeit in allem, was geschieht, nachzuweisen suchen. Wie viele sind durch Zufall Helden und große Männer geworden und oft hat eine ganz verkehrte Berechnung durch unverhofften Zwischenfall die günstigste Wendung genommen. Oft macht der Erfolg das Genie und ebenso oft geht das Genie ohne Erfolg zugrunde."

„Vergebens hab' ich mich bemüht," fuhr Elfriede fort, „etwas über den wahren Namen des Dichters und seine Lebensverhältnisse zu erfahren. Er ist ja schon verschollen und vielleicht hat er sich auch früher in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt . . . da ich hartnäckig in meinen Neigungen bin, so habe ich mir noch zwei Dramen zu verschaffen gewußt; die Buchhändler zuckten die Achseln, als ich darnach fragte; aber bei einem großen Antiquar gelang es mir, sie aufzufinden."

„Nun . . . diese Dramen?"

„Verdienten auf allen Bühnen gegeben zu

werden. Es ist Geist und Feuer darin, freilich keine Alltagscharaktere, welche die Schauspieler nach der Schablone spielen können, auch nicht jene breiten Bettelsuppen, welche für das Publikum gekocht werden müssen, wenn die Directoren, denen das Theater eine melkende Kuh ist, auf ihre Kosten kommen sollen. Sie müssen diese Dramen und diese Gedichte lesen, Herr Sanders!"

„Ich kenne sie."

„So ist der Dichter doch nicht so vergessen, wie ich glaubte?"

„Es war ein Freund von mir!"

„Und ist es nicht mehr?"

„Er ist todt," versetze Sanders nicht ohne Wehmuth, indem er seiner begrabenen Hoffnungen gedachte.

„Und wer war es? Wo lebte er, in welchen Verhältnissen?"

„Ich bin es dem Andenken meines Freundes schuldig, auch nach dem Tode den Schleier nicht zu lüften, mit dem er seinen Namen verhüllte; er lebte einsam und gehörte nicht zu den Glücklichen."

„War er in dürftiger Lebenslage, wie so viele Poeten, die nicht für die große Menge dichten?"

„O nein . . . mit äußerer Sorge hatte er nicht zu kämpfen; doch eine schmerzliche Enttäuschung, die

sein Herz erfahren, machte ihn schwermüthig, so daß er vereinsamt sein Leben hinbrachte."

„Eins wundert mich, Herr Sanders," versetzte Elfriede; „Sie haben mich für den Poeten ruhig schwärmen lassen und bis jetzt kein Wort zu seinem Lobe geäußert."

„Seine Gedichte sind mir wie aus der Seele geschrieben. Sie können mir's glauben, mein Fräulein, jedes Ihrer Worte berührte eine wehmüthig nachtönende Saite in mir; es war eine weihevolle Nachfeier für den Dahingeschiedenen. Auf das Grab, das kein Lorbeer schmückt, kein Prachtmonument, haben Sie eine liebe Blume gepflanzt . . . mir ist, als müßte ich Ihnen im Namen des Freundes dafür danken."

Sanders hatte mit solcher Innigkeit gesprochen, daß Elfriede, wie es schien, zum ersten Male mit wärmerer Theilnahme den Gast betrachtete; seine durchgeistigten Züge, der träumerische Ausdruck derselben fielen ihr zum ersten Male auf; er war ihr immer sympathisch gewesen, doch sie hatte sich bisher keine Rechenschaft darüber gegeben, was eigentlich ihre Sympathie erregte. Jetzt fühlte sie sich ihm geistig verwandt und ihr war zu Muthe, als müsse sie ihm die Hand drücken, da sie in dem gleichen Gefühl sich begegneten.

„Ich achte Ihre Freundschaft für den Ver-

storbenen," versetzte Louise, „und ich glaube ihr nicht zu nahe zu treten, wenn ich bekenne, daß ich diesen Gedichten keinen Geschmack abgewinnen kann: ich gehöre einmal zum großen Publikum, das ja auch von ihnen nichts wissen wollte. Diese lyrischen Stoßseufzer rühren mich nicht, und man kann ja alles so schön in Prosa sagen, daß man gar keine Verse mehr nöthig hat. Solch ein Gänsemarsch von langen und kurzen Sylben ist mir noch von der Schule verhaßt, wo wir Gedichte machen mußten. Will man Takt und Rhythmus, so hat man ja die Musik: die weiß das feiner zu gliedern, ohne das langweilige Ticktack der poetischen Uhr. Ihr Freund hat gewiß Talent, doch alle Lyrik hat etwas Mondsüchtiges und Nachtwandelndes, und ich kann mich nicht darein finden."

Die Bürgermeisterin unterbrach jetzt das ästhetische Gespräch der kleinen Gruppe im Boudoir, indem sie nähertretend an Sanders einen jener Ergüsse richtete, in denen sie alles was sie auf dem Herzen hatte, bis auf den letzten Tropfen ausschüttete.

„Ich freue mich, Herr Sanders, endlich Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben; Sie sind ja ein weißer Rabe in unserer Gesellschaft. Sie können gar nicht glauben, wie alles begierig ist, Sie kennen zu lernen. „Es muß ein interessanter Herr sein,"

sagte neulich die Frau Stadtrath Birkheimer, noch eine junge Frau, die wie ein Mädchen aussieht; „nachts immer die Fenster seiner Arbeitsstube erhellt . . . er arbeitet des Nachts und das lieb' ich ungemein; unsere Männer schlafen, wenn sie aus der Wirthsstube kommen.“ „Ich habe ihn neulich vorübergehen sehen,“ sagte mir Fräulein Hutzenbach, ein Fräulein in seinen besten Jahren, noch heiratsfähig, ohne Anhang von Eltern und Geschwistern; man kann sie glattweg heirathen, es geht alles ohne Rest auf; „er hat so etwas Apartes; es ist ein lieber, süßer Mann.“ Das waren ihre Worte; da haben Sie eine Eroberung gemacht, Herr Sanders! Und auch die Frau Pastorin meinte, Sie hätten einen Johanneskopf; sie ist sehr biblisch angeflogen, die Frau Pastorin, doch Sie passen, wie es scheint, auch in die Bibel. Ich selbst, wenn Sie denn auch meine Ansicht wissen wollen, halte Sie für einen sehr gescheuten Mann, der sich hier mehr unter die Leute mischen sollte; denn das färbt immer ab und das kann bei uns hier nicht schaden.“

Sanders dankte für die gute Meinung des Städchens und entschuldigte seine Zurückgezogenheit mit seinen Lebensgewohnheiten. Niemals war er indeß zweifelhafter, ob er ihnen treu bleiben werde als gerade an diesem Abend: Elfriede kam ihm freundlich entgegen, zeichnete ihn vor den andern

Gästen aus; er erhielt den Ehrenplatz, zum Aerger der Bürgermeisterin, die solchen Verstoß gegen die Rangordnung peinlich empfand. Und das sah Sanders auch: Elfriede war keine jener Schwärmerinnen, welche das ganze Leben himmelblau drapiren; ihre Liebe zur Dichtkunst war die Liebe einer gesunden, für das Edle und Schöne empfänglichen Natur; in der Häuslichkeit bewegte sie sich thätig und geschäftig, leitete alles still und fest. Das bemerkte er an diesem Abend, daß sie die Wirthschaft führte, nicht Louise, welche mehr die vornehme Dame spielte . . . und so nahm er das Bild einer harmonischen Schönheit mit nach Hause, die, geistig angeregt und hochgebildet, doch mit festem Schritt und anmuthiger Sicherheit sich innerhalb der ächt weiblichen Schranken bewegte.

Sollte ihm dieses Bild nicht gefährlich werden? Und hatte sie nicht „Woldemar vom Berge“ von den Todten erweckt? Ja, er fühlte etwas in sich wie neues Lebensblut; er suchte seine Dramen und Gedichte aus einem Winkel seines Schreibsecretärs hervor; er las sie mit den Augen Elfriedens; er suchte zu errathen, welche Stellen sie vor allen begeistern mochten. Und als Mitternacht langst vorüber war, griff er zur Feder . . . seit langen Jahren dichtete er zum ersten Male wieder. Es war ein kleines Gedicht, nur wenige Strophen; aber es war

voll Gluth, und ächte Empfindung hatte seine Feder geführt; er glaubte wieder an seinen Dichterberuf; er fühlte, daß in seinem Leben eine bedeutsame Wendung eingetreten sei.

Sechstes Capitel.

Der Vagabund.

„Baron Marlieu“ stand im Fremdenbuche des Hotels, in welchem der bestaubte Wanderer eingezogen war, von den Kellnern mit Achselzucken empfangen: seine Garderobe, an welcher alle Reinigungsversuche scheiterten, war Gegenstand allgemeiner Unterhaltung below stairs; man legte ihm gleich am ersten Tage die Rechnung auf den Tisch seines Zimmers. Doch er ignorirte das vornehm . . . der Wirth hätte ihm wohl die Thür gewiesen, wenn nicht seine Art, sich zu benehmen und zu sprechen, den gebildeten Mann verrathen hätte. Man hatte es mit einem Sonderlinge zu thun; war zuletzt die trostreiche Ueberzeugung des Hotelbesitzers geworden.

Zwei Tage blieb Baron Marlieu im Zimmer, ja er hütete das Bett. Dann kam mit der Post ein Geldbrief an, der eine heilkräftige Wirkung ausübte. Der Baron bestellte sich einen Schneider . . .

und wiederum nach zwei Tagen verließ er das Hotel in einem eleganten Rocke, machte noch einige Einkäufe in den Läden des Städtchens . . . und dann ließ er sich auch dazu herab, seine Rechnung zu bezahlen.

Von jetzt ab war sein Benehmen sehr selbstgewiß und hochfahrend: er imponirte dem Wirth und den Kellnern; er ließ viel aufgehen und mit der Grazie eines großen Herrn. Seinen Wanderanzug verschenkte er an die dienstbaren Geister: er sagte sich von diesem Maskenscherze los, der ihn eine Zeit lang amüsirt hatte. Bekannte und Freunde am Orte schien er indeß nicht zu haben: er ging immer allein aus; Niemand besuchte ihn; abends betheiligte er sich bisweilen unten im Speisesaal an der Unterhaltung; doch die andern Gäste gingen ihm mit einer gewissen Scheu aus dem Wege: er ließ keine Ansicht gelten und hatte etwas so Einschneidendes und Ablehnendes in allem, was er sagte, daß die reisenden Kaufleute und die paar anwesenden Honoratioren des Städtchens, wenn er erschien, an einem andern Tische zusammenrückten. Der Postdirektor fand es sehr auffallend, daß sich seine ganze Correspondenz auf jenen einzigen Geldbrief beschränkte, der noch dazu aus der Nähe kam . . . und der Doctor meinte, er wisse natürlich nicht, an welcher Krankheit der Fremde leide; doch daß

irgend eine Colonie von Bacillen sich in ihm niedergelassen, das beweise sein Aussehen zur Genüge.

In letzter Zeit besuchte er bisweilen die Meisel'sche Kunstgärtnerei; er kaufte sich einige Zimmerblumen zur Ausschmückung seiner Räume. Auch unterhielt er sich lebhaft mit der kleinen Lore; er fragte sie das eine Mal nach dem Geschicke seines Briefes und erhielt den Bescheid, daß er pünktlich in die Hände der Baronin abgegeben sei. Im übrigen ergötzte ihn das naseweise Mädchen; er liebe die enfants terribles, sagte er ihr; das wären die einzigen Kindlein, die er zu sich kommen lasse.

Daß auf seinen Brief an die Baronin nicht gleich eine Antwort kam, machte ihn ungeduldig; er konnte den Briefboten kaum erwarten, wenn er ins Hotel kam, und eilte ihm bis auf die Treppe entgegen; und wenn seine Nachfrage umsonst war, so begab er sich mit einem Kernfluch wieder auf sein Zimmer, wo er ärgerlich auf- und abging, allerlei Lieder, meist sehr anstößige Gassenhauer, trällerte, um seinen Aerger zu verscheuchen, das Fenster aufriß, den Kopf in den Novemberwind steckte, der um die Berghöhe wehte, wo die Stadt und das Hotel stand, und sich dann stundenlang auf dem Sopha dehnte und reckte und seinen Gedanken Audienz gab.

So wenig Baron Marlieu mit Dynamit hantierte, so hatten doch seine Gedanken mit diesem Sprengstoff eine verfängliche Aehnlichkeit: er war ein Nihilist vom reinsten Wasser. Doch gekrönte Häupter mit Bomben zu bewerfen oder Staatswürdenträger niederzuschießen, darin hätte er noch eine sehr beschränkte Orthodoxie gesehen, den Glauben an die Macht der Mächtigen, die ihm selbst längst als eine bedauerliche Ohnmacht erschien. Die Spitzen der menschlichen Gesellschaft zu vernichten, war ja thöricht; in den Wurzeln derselben lag ja alles Unheil; die steckten tief im Sumpf und wie eine endlose Moderfläche überwucherten sie selbst den trüben Abgrund. So konnte auch ein wohlgesinnter Sittenprediger sich die sündige Menschheit denken; doch Marlieu sah grade in allem, was mit Glauben, Tugend und Moral zusammenhängt, das eigentliche Unheil der Menschheit; er erblickte in sich selbst ein unglückliches Opfer dieser fatalen Hirngespinnste, dieser fixen Ideen, die er freilich für unausrottbar hielt, da sie seit Anbeginn der Welt bestanden. Die Erde war ein Irrenhaus, aber für unheilbar Kranke: wer sollte die Sterblichen davon kuriren, da alle Aerzte selbst und oft im höchstem Maße von diesem geistigen Siechthum befangen waren? Nur der Zusammenstoß mit einem Kometen oder sonst irgend

ein Zusammenbruch im Weltall konnte mit diesem Nest von Geisteskranken gründlich aufräumen.

So befand er sich in der Beurtheilung seines eigenen armen Ich in himmelschreiendem Widerspruch mit der Schätzung, welche die übrige Welt, die ihn näher kannte, ihm zuteil werden ließ. In den Augen aller derjenigen, die ihn und seine Schicksale kannten, war er ein gebrochener, gerichteter, verächtlicher Mensch, mit dem Brandmal der Schande behaftet, ausgestoßen aus der Gesellschaft, fast so schlimm wie ein Paria, dessen Berührung entehrt: er selbst hielt sich für einen überlegenen Denker, dem die geistreichsten Fetisch- und Medicinmänner der sogenannten Facultäten nicht werth waren, die Schuhriemen zu lösen; er hielt sich für einen Märtyrer seiner Ueberzeugung, daß man keinerlei fixen Ideen huldigen und geradedurch gehen müsse, um sich selbst und sein Belieben zur Geltung zu bringen, und der Schmutz, der ihm angespritzt war, kam nur aus den Pfützen der Gesellschaft, durch die er achtlos hindurchgeschritten, weil es für ihn der nächste Weg zum Ziele war. Was machte er sich aus der bürgerlichen Ehre, die er verloren hatte? Eine fixe Idee, wie die anderen! Aergerlich war es ihm nur, daß die schlimmen Händel, in die er verwickelt gewesen, und deren Folgen seine Existenz selbst gefährdet hatten; doch da er sich im Zustande der

Nothwehr befand, schreckte er vor keinem Mittel zurück, sein Recht aufs Leben, das er doch als athmende Kreatur besaß, zur Geltung zu bringen.

Drei Tage waren seit Lore's Besuch in Wohnau vergangen: da erhielt er endlich den ersehnten Brief und es gereichte ihm zu großer Genugthuung, daß die Baronin seinen Wunsch erfüllte und ihm eine Zusammenkunft gewährte. Es war dies ein sehr wichtiges Ereigniß in seinem Leben, und er bereitete sich würdig darauf vor; er ließ sich Haar und Bart in einem Friseurladen stutzen und betrachtete sich dann wohlgefällig im Spiegel.

„Ein Adonis kann ich nicht mehr sein, wie vor achtzehn Jahren; doch ich sehe noch interessant genug aus, um Eroberungen zu machen . . . oder zu behaupten, wenn man so sagen darf. Ein erfahrener Mann imponirt den Frauen immer . . . und ich habe mehr Erfahrungen gemacht, als viele der interessantesten Gentlemen. Es ist wahr, ich habe ihr gegenüber viel auf dem Gewissen . . . sehr viel; doch ich selbst finde mich mit meinem Gewissen stets in der verträglichsten Weise ab . . . und die Frauen lieben es ja, wenn sie zu verzeihen haben. Freilich, was dazwischen liegt, hat für zarte Nerven etwas Abschreckendes. Gleichviel . . . für mich sorgen muß sie . . . das ist ihre Pflicht und Schuldigkeit . . . und ich werde sie dazu zwingen!“

Marlieu war mit dem Spiegel zufrieden; denn dieser sagte ihm, daß er sich fast um ein Jahrzehnt verjüngt habe; er kam sich selbst jetzt sehr fein, sehr vornehm vor; wie einer jener fashionablen Roués, denen der Anflug des Alters noch einen besonderen Reiz verleiht. Wie der Stamm des Baumes in jedem Jahre einen neuen Ring ansetzt und dadurch noch stattlicher wird: so setzt jedes Jahr bei ihnen gleichsam ein neues Abenteuer an. Diese Würdenträger der Lüderlichkeit, diese Don Juans, denen noch kein Comthur erschienen, schlagen oft die ehrenwerthesten Jünglinge aus dem Felde, die sich mit sogenannten „ernsten Absichten“ den Mädchen nähern, und machen den Ehemännern, die sich ihres Besitzes sicher glauben, oft eine bedenkliche Concurrenz. Marlieu fühlte sich sehr siegesgewiß und unternehmungslustig, als er aus dem Friseurladen auf die Straße trat. Doch so wenig er an seinem eigenen Erfolge zweifelte, so kam ihm doch ein anderer Gedanke in den Weg, der seinen Siegesflug etwas lähmte. Er, Gilbert Marlieu, war ein wenig gealtert, ohne einen seiner Vorzüge einzubüßen, aber sie, diese einst so herrliche, gefeierte Sabine . . . war sie denn noch begehrenswerth? Frauen altern rasch — besonders in langweiligen Lebensverhältnissen; er war darauf gespannt, ob auch Sabine diesem Geschick verfallen sei.

Der Ort der Begegnung, welchen Sabine gewählt, war eine abgelegene Felspartie am Flusse. Ihr Gatte war wieder in Geschäften nach der Kreisstadt gefahren; sie hatte durch seine Güte eine eigene Equipage erhalten, mit prächtigen Isabellen bespannt, und es fiel nicht auf, wenn sie allein darin spazieren fuhr. Es war eine wenig besuchte Restauration, vor der sie ausstieg; sie war hier schon öfter vorgefahren, hatte die Pferde ausspannen lassen und einen Spaziergang nach den Höhen gemacht, die hier nach dem Flusse zu steil abstürzten, sodaß der Blick über Fichtenwipfel hinab zur Tiefe glitt. Es war ein schöner Aussichtspunkt, zu welchem anmuthige Promenadenwege führten; der Oberförster des Reviers, hatte die Wege mit Geländern versehen und über dem Felsvorsprunge selbst ein pilzförmiges Dach erbauen lassen; an Sonn- und Festtagen strömte das Volk aus den Nachbarstädten hierher, kleine Bürger mit Weib und Kind, die Schuljugend in lichten Haufen; doch an anderen Tagen herrschte hier die größte Stille und Einsamkeit; nur der Fluß, über ein Wehr brausend, plauderte mit den windbewegten Fichtenwipfeln der jähen Hänge; über den hohen Felsmauern, die rückwärts von dem Pavillon sich aufbauten, krächzte irgend ein Raubvogel; dem Blick in die Ferne öffnete sich ein sonniges Land, aber die schwindelerregende Tiefe

drunten und die feuchtathmenden Porphyrwände, die einen kellerartigen Hauch ausströmten, beengten das Herz.

Auch heute hatte Sabine ihr Isabellengespann vor dem Wirthshause gelassen und war in tiefem Nachdenken der Höhe zugeschritten. Zu ihrer traurigen und hoffnungslosen Stimmung paßte die Oede ringsum: der Pfad schlich sich durch weite mit Haidekraut und jungem Anwuchs bewachsene Lichtungen dahin, dann wieder zwischen düsteren Felsmauern oder am Abgrund entlang, gegen den ein Geländer den Wanderer schützte. Dicht vor dem Pavillon hing eine verkrüppelte Buche, weit hervorragend über die Tiefe, hohle, vom Blitz getroffene Stämme daneben; es waren invalide Baumgruppen; auch in der Natur giebt es verfehlte, verstümmelte Existenzen. In solchem Lichte erschien der stolzen Schloßfrau heute das eigene Leben.

Nachdenklich, den Kopf in die Hand gestützt, setzte sich Sabine auf einen Baumstamm; doch tiefer Schwermuth und ruhigem Brüten sich hinzugeben, verbot die Angst des Augenblicks. Von ferne kam der Glockenschlag einer Dorfkirche herüber: es war die bestimmte Stunde! Wie klopfte ihr Herz! Sie sollte ihn wiedersehen, den Verwüster ihres jungen Lebens, der ihr jetzt mit neuem Verderben drohte. Sie stand auf und schritt die Pfade unruhig hin

und her: das welke Laub, das hinter ihr herraschelte, ängstigte sie. Erschrocken drehte sie sich um: sie hatte das Gefühl, als ob eine Kette ihr nachschleife, die sie nicht abzuschütteln vermöge. Gilbert war nicht gewöhnt an Pünktlichkeit, und Sabine mußte die Marter einer langen Erwartung tragen. Endlich rauschte es im Gebüsch; Schritte ließen sich jenseits der Felsenecke vernehmen und die schlanke Gestalt des Erwarteten tauchte dann aus dem dunklen Grunde der Felsenwege hervor.

Doch wie erschrak Sabine, als er näher auf sie zutrat und sie in seinen verfallenen Zügen, in seinem aschfahlen Gesicht, das aus der grauen Umrahmung von Haar und Bart gespenstig hervorblickte, die ganze Zerrüttung eines Lebens las. Ausgelöscht war das geniale Feuer, das früher in seinen Augen geflammt . . . und war es auch ein unheimliches Leuchten, es lag doch darin der Zauber, der von der Leidenschaft ausgeht und eine sieghafte Macht ausübt; jetzt hatten diese Augen etwas verlodertes, und wenn sie einmal aufblitzten, so schien es ein Leuchten zu sein, wie es der Moder der Verwesung ausstrahlt,

Sabine saß regungslos auf dem Baumstamm; sie erwartete das kommende Verhängniß. Ein Blick genügte, um ihm zu zeigen, daß sie noch immer ein schönes Weib sei, nicht mehr in jener ersten

Blüthe der Jugend, sondern in reifer Fülle, ihrer Schönheit bewußt; es lag eine gewisse Schwermuth über ihrem Wesen ausgebreitet, die ihr einen vergeistigten Reiz gab. Was ihn zuerst anwandelte, war das Gefühl, als müsse er sie wieder, wie einst, ans Herz schließen; doch seiner stürmischen Annäherung setzte ihre ruhige, abwehrende Haltung Schranken, und so verwahrlost auch sein innerstes Wesen war, er mußte sich doch sagen, daß er zu viel verschuldet habe, um ihr in Liebe zu nahen, wie in längst verschwundenen Tagen.

„Sabine," sagte er ruhiger, ihr die Hand entgegenstreckend.

Sie regte sich noch immer nicht.

„Du hast mir diese Zusammenkunft bewilligt . . ."

„Ja," versetzte sie dumpf und tonlos.

„Und so durfte ich hoffen . . ."

„Nichts . . . von welcher Hoffnung könnte hier die Rede sein? Hoffen ist aus Ihrem Leben gestrichen, wie aus dem meinigen . . ."

„Wozu der fremde Ton? Was wir uns waren, daß vergißt sich nicht."

Sabine seufzte tief.

„Leider," sagte sie „es bleibt der Jammer eines ganzen Lebens!"

„Doch ich will den gleichen Ton an=

schlagen; er eignet sich vielleicht besser für das, was wir zu verhandeln haben. Warum gewährten Sie mir diese Begegnung?"

„Wir müssen abrechnen mit einander; ich glaubte, es sei schon längst geschehen, doch wieder drängen Sie sich in mein Leben."

„Ich war nicht so ganz, nicht für immer unschädlich gemacht worden, wie Sie es vielleicht gewünscht hätten. Eine kleine Uebereilung . . . der liebe Gott war dabei mit im Spiele und das brach mir den Hals."

„Sie sind ein Verbrecher geworden . . ."

„Nehmen Sie nicht eine so feierliche Miene an . . . ich glaubte sonst, ich stünde wieder vor dem hochnothpeinlichen Halsgericht. Verbrecher! Sagen Sie lieber, ich hatte das Unglück über einen Gesetzesparagraphen zu stolpern. Andere springen darüber weg . . . . und es passirt ihnen nichts. Durch alle Kreise geht die Steeplechase in der Arena des Verbrechens . . . nur hier und dort kommt einmal Einer zu Fall, die andern erreichen dabei oft sehr erstrebenswerthe Ziele. Je höher hinauf, desto seltener wird ein Unfall: die Criminaljustiz ist im grunde nur für die armen Leute. Desto betrübender war das Unglück, das mich betraf; ich war einer der Wenigen unter den höher Geborenen, denen der Strick um den Hals gelegt wurde . . . ein Delinquent

von Distinction . . . das heißt das große Loos ziehen in der Lotterie des Unglücks und der Schande."

„Ich habe mit Schaudern gehört," versetzte Sabine, „daß Sie die Strafe der gemeinen und ehrlosen Verbrecher erdulden mußten."

„In diesem Schaudern liegt eine Art von Mitgefühl, für das ich ja eigenllich dankbar sein müßte. Und wenn Sie das Verbrechen, das Sie mit so gespenstigen Augen anblickt, ein wenig näher ansehen wollten, so würden Sie entdecken, daß dasselbe nur unter dem Mikroskop des Gesetzes als ein Ungeheuer erscheint und sonst sehr harmlos ist, daß Sie sich dagegen nur mit einer Fliegenklatsche zu bewaffnen brauchten; es steht dicht an der Grenze, wo die alltäglichsten Gedächtnißfehler und Zerstreutheitssünden stehen, und war es nicht dies . . . so war es eine jener kleiner Listen und Nothlügen, die sich auch die solidesten Charaktere und selbst die edelsten Frauen im Leben oft genug erlauben; nur weil ich das in einer Form that, die den menschlichen Aberglauben in die Waffen ruft, habe ich so schwer büßen müssen."

„Ein Meineid . . . wie leicht Sie den Frevel am Höchsten nehmen!"

„Der Eid, . . . was ist er anders als ein Nothverband für die aus so vielen Wunden blutende

menschliche Gesellschaft, aus dem chirurgischen Atelier der daran herumdocternden Justiz? Der Eid gehört zu ihrem Handwerkszeug . . . ohne ihn ist das ganze Metier auf den Aussterbeetat zu setzen. Nennen Sie das doch nicht Respekt vor dem Höchsten, wenn man ihn in den Streit um fünf Groschen oder zur Beweiskraft für eine unerlaubte Liebesnacht herunterzieht. Es ist nichts als der Ausdruck der sogenannten menschlichen Gerechtigkeit, und sie hat gerade hier, wo ihre größte Schwäche ist, die stärksten Verschanzungen errichtet. Ich habe mich gegen die Justiz gewehrt; ich wollte vor ihren Geiersgriffen etwas für mich erretten . . . da hat sie mir die Schlinge um's Haupt geworfen."

„Traurig genug . . . Sie sind aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen."

„Nicht so ganz . . . und darüber wollte ich mit Ihnen sprechen. Sie erlauben mir wohl, daß ich mich zu Ihnen setze; wir sind zwar hier so allein, wie wir es einst aufs lebhafteste ersehnten . . . unsere Wünsche gehen oft dann in Erfüllung, wenn uns nichts mehr daran liegt . . . und das ist eine stille Heimtücke des Schicksals; doch ich möchte vertraulich mit Ihnen plaudern, Ihnen dabei Aug' in Auge sehen; denn nichts Fremdes darf uns hier belauschen und zwischen uns treten. Sie erlauben doch, Frau Baronin?"

Mit diesen Worten setzte er sich neben sie auf den Baumstamm, indem er einen mürben Zweig von dem daliegenden Torso abriß und damit in der Luft herumpeitschte.

In der That ein reizendes Rendez-vous . . .", fuhr Marlieu fort, „nur ein wenig kühl und feucht! Der November ist nicht für Romeo und Julie geschaffen . . . hüllen Sie sich fester in den Mantel, Madame. Das bischen Sonnenschein, das dort auf dem Flusse herumzittert und um das braune Herbstlaub spielt, hat keine wärmende Kraft mehr. Im Lenz und im Sommer war's anders; daß Sie indeß einmal meine Julie waren, das war das Verhängniß, welches so unselige Folgen hatte; ja, ja, wenn ich so alle Glieder in der Kette meines Lebens zurückzähle . . . da lang ich wieder bei unserer Liebe an. Schaudern Sie nicht so sehr zurück vor meinem Verbrechen! Sie müßten dann auch ein wenig vor sich selbst zurückschaudern; denn die leichtsinnige, üppige, verschwenderische Sabine von damals trägt eine stille Mitschuld daran."

Sabine sah ihn verwundert und befremdet an; ein spöttisches Lächeln umschwebte seine Lippen . . . sie wünschte sich weit, weit fort von hier.

„Wodurch hatt' ich damals Dein Herz gewonnen? Du mußt mir den vertraulichen Ton erlauben bei diesen Geständnissen, sonst gehen sie mir

nicht glatt über die Lippen. Wodurch hatt' ich die gefeierte Künstlerin erobert? Ich weiß es nicht ... vielleicht durch meine Kühnheit; denn ich war kein Bewerber, der sich eines guten Rufs erfreute; Du warst noch jung, sehr jung, und hattest eben eine andere Liebe begraben, aus irgend einer Laune, glaub' ich; denn ich weiß es nicht mehr genau ... das Märchen meiner Jugend verliert sich zu sehr im Dämmer der Ferne."

„Eine Laune ... o ich habe damit vielleicht das Glück meines Lebens vernichtet! Mein thörichter Götzendienst vor dem Idol des Ruhmes trägt die Schuld daran ... und dann kam's über mich, wie wilde Lebenslust; meine schönen Träume waren vernichtet ... und wie aus dem Schutte einer zerstörten Kapelle wuchsen wilde, üppige Giftblumen auf ... ein Dämon kam, der mich umgarnte."

„Der Dämon war ich ... warum sollt' ich's leugnen? Ich trug ein flatterndes Halstuch à la Lord Byron und war bald Childe Harold, bald Don Juan. Es ging eine wilde Strömung durch die Zeit ... ich ließ mich von ihr treiben. Alles Gährende, Zersetzende nahm ich in mich auf; nur die Leidenschaft war mir heilig; sie glühte in meinen Adern . in meinem Herzen. Ich sah Dich, Du warst schön und gefeiert, Du mußtest die meine sein."

Sabine seufzte tief und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Eine Künstlerin wie die anderen, doch unerfahren. Jene platonische Neigung hatte nur den Boden gelockert für die Drachensaat der Leidenschaft, die mit feuersprühenden Rossen dahinfuhr. Ich entführte Dich Deiner Stellung, Deinem Berufe; Du folgtest mir blind hingegeben, bedingungslos!"

„An dieser Sünde," versetzte Sabine seufzend, „krankt mein ganzes Leben."

„Ich hätte Dich heirathen können, doch die Ehe war mir verhaßt. Und würdest Du ewig der Kunst untreu geblieben sein? Eine verheirathete Künstlerin . . . das ist Pegasus im Joche und der Karren der Ehe geht in Trümmer, am Felsen zerschellend. Ich habe kein Versprechen gebrochen, Du hast keins von mir verlangt."

„Weiter . . . weiter . . . das ist meine Schuld gegen mich selbst, doch die Schuld gegen Dich . . ."

„Ich war vermögend, in glänzenden Verhältnissen; Du wußtest dies; Deine reiche Phantasie hatte sich ein schrankenloses Glück ausgemalt, das ich in's Leben rufen sollte. Du warst eine Prinzessin, eine Fee . . . ich mußte die Flügelpferde mit goldenem Geschirr vor Deinen Zauberwagen spannen. Wir lebten üppig, schwelgerisch über alle Maßen . . . ich war thöricht genug, alle Deine

wachsenden Ansprüche und weitgehenden Wünsche zu befriedigen. Einen Palazzo miethete ich in Venedig am großen Canal, dann in Genua am Meere, und wenn Dich die Laune anwandelte, in San Carlo Tausende zu verspielen, so gab ich auch dazu das Geld her: ich war sehr vermögend, doch kein Millionär . . . mein Vermögen schmolz unter Deinen Händen: ich war genöthigt, mich einzuschränken; Du glaubtest nicht daran, Du sahest darin nur einen Mangel an Liebe; Du warest mißvergnügt und launenhaft; es kam zu mißliebigen Erörterungen; die Liebe erkaltete."

„O, ich habe Zeit genug gehabt," versetzte Sabine, „nachzudenken über das Unbegreifliche in meinem damaligen Benehmen, und ich habe erkannt, daß Liebe ohne Dauer maßlos werden muß. Und dann wirft die öde Zukunft ihre Schatten voraus . . . es kommt eine grenzenlose Trauer über uns, ein krampfhaftes Streben, das fliehende Glück festzuhalten, eine innere Unruhe . . . und dann kam die verzehrende Eifersucht dazu . . . jene Herzogin . . ."

„Gattinnen können allerdings unliebenswürdig sein," versetzte der Vagabond, „oder unliebenswürdig werden: sie verlassen sich auf ihr gutes Recht . . . Doch wo es nur Liebe um Liebe gilt ohne gesetzliches Band, da wird die Unliebenswürdigkeit

eine Gefahr, sie wirkt wie Scheidewasser. Denke zurück, Sabine, Deine Caprice konnte ich um so weniger erdulden, als sie mich zu Grunde richtete."

„Und jene Herzogin . . ."

„Trat mit dem Glanz ihrer Krone, mit der Pracht ihrer Schönheit, mit einer rückhaltlosen Leidenschaft in mein Leben. Es galt einen Kampf, Du hättest mich zurückerobern können . . . doch Du warfst die Waffen fort oder vielmehr . . . Du kehrtest Sie gegen Dich und mich. Es kam, wie's kommen mußte; ich sagte mich los von Dir, als Du wie eine Furie in das Gemach der Herzogin tratest und sie mit dem Dolche bedrohtest. Du erkranktest . . . ich sorgte für Deine Pflege; doch Du warst nach Deiner Genesung nur der Schatten jener Sabine, die mich einst entzückt hatte. Dies bleiche Bild stand vor meiner Seele, als ich hierher kam Dich wieder zu sehen . . . wie erstaunt, wie überrascht bin ich von Deiner Schönheit!"

Sabine machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich verließ Dich damals und reiste mit der Herzogin nach dem Süden; doch ich hatte Verpflichtungen gegen Dich zu erfüllen. Unser Kind . . ."

Sabine bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Ich brauche die Geschichte meines Lebens nicht zu

hören," versetzte sie, „sie ist tief genug in mein Herz eingegraben."

„Aber ich muß sie Dir erzählen; denn ich muß eine sehr wichtige Moral an diese Fabel knüpfen, nachdem ich ihr Facit gezogen, und das lautet einfach genug: mein liebes Kind, Du hast mich ruinirt."

„Wie, und jene Sirene mit der Herzogskrone . . ."

„Schenkte mir ihre Gunst, ohne daß ich ihre Krone zu vergolden brauchte. Dann aber kamen traurige Zeiten . . . ich mußte haushalten mit den Trümmern meines Vermögens, kleine Stellungen annehmen, die meiner Neigung und Bildung nicht entsprachen; ich war durch Dich zum Proletarier geworden. Was bin ich nicht alles gewesen im Laufe dieser unglücklichen Jahre? Angestellter von Feuerversicherungsgesellschaften, Güteragent, Sekretär eines kleinen Theaters . . . mein Stolz empörte sich dagegen; ich verkümmerte in so trostloser Existenz. Einmal war ich ganz stellenlos . . . da wollten hartherzige Gläubiger mir den letzten Rest meines Vermögens rauben. Mit erbittertem Trotz verleugnete ich das Wenige, was mir geblieben . . . ich leistete einen falschen Offenbarungseid. Man vermochte mir dies nachzuweisen . . . ich wurde verurtheilt und saß Jahre lang unter den Verbrechern im Zuchthause."

„Schrecklich!“ rief Sabine aus, indem sie einen scheuen Blick auf den Nachbar warf, der jetzt unter zusammengezogenen Augenbrauen unheimlich auf sie hinstarrte.

„Und nun kommt die Nutzanwendung, mein Kind! In der Sträflingsjacke, beim Wollespulen hat man Zeit, über sein Leben nachzudenken und Pläne zu machen für seine Zukunft . . . wenn es dergleichen giebt für die Unglücklichen, die verstümmelt aus dieser Mäusefalle herauskriechen. Schon früher erfuhr ich, daß Du neue und klingende Erfolge auf der Bühne davongetragen . . . ich war zu stolz, mich an Dich zu wenden. Das ist jetzt anders geworden, seitdem man mir ein albernes Brandmal aufgedrückt hat, das mich vor der Welt zur Vogelscheuche macht. Ich hörte, daß Du einen reichen Mann geheirathest hast; Du bist jetzt in der Lage, für mich zu sorgen. Ich kam hierher, um Dir das zu sagen. Du mußt gutmachen, was Du an mir verbrochen hast.“

„Du weißt es ja selbst . . .“

„Keine Entschuldigung . . . ich dulde sie nicht,“ sagte der Vagabond in anmaßlichem Ton, „handle, ich befehl' es Dir!“

„Mit welchem Rechte?“ fragte Sabine, im Innersten erschauernd.

„Mit dem Rechte des Stärkeren! Du bist in

meiner Gewalt . . . ein Wort von mir . . . und Deine ganze Existenz fliegt in die Luft. Du mußt für mich sorgen . . . nicht wie man für einen Bettler sorgt: ich will comfortabel und reichlich leben. Du kannst Dich mit Deinem Gewissen abfinden, indem Du in solcher Weise mir das Geld wiedergiebst, das ich für Dich verschwendet habe; ich werde Dir schriftlich mittheilen, wieviel Du mir zu bestimmten Terminen zu zahlen hast. Und dann . . . ich heiße jetzt Baron Marlieu . . . und ich wünsche als solcher in Deinen Salons zu erscheinen!"

Unter einem falschen Namen . . ."

„Soll ich etwa meinen Entlassungsschein aus dem Zuchthause vorzeigen?"

„Man wird Dich ausfindig machen . . ."

„Das hat gute Wege . . . ich bin ihnen in der Hauptstadt aus den Augen gekommen . . . man sucht mich nicht hier. Und ich habe meine Papiere — dergleichen lernt man!"

„Unmöglich," rief Sabine, „in welche Gefahren stürzest Du mich! Habe Erbarmen mit mir . . . meide wenigstens meine Nähe! Ich will Dir alle meine Ersparnisse opfern . . . meine Perlen und Juwelen zu Golde machen . . . nur ziehe wieder fort von hier!"

„Nein, mein Schatz, ich bin ehrgeizig; ich will

mich in guter Gesellschaft bewegen; ich werde Deinem Salon keine Schande machen; ich bin sehr gebildet, wie Du weißt, gebildeter als Deine Landjunker; ich werde ihnen schon zu imponiren wissen. Und dann macht es mir Freude, zu sehen, wie viele Hunde ohne Halsband herumlaufen, die eigentlich an die Kette gehören."

Verzweifelt rang Sabine die Hände . . . große Thränen standen in ihren Augen.

„Und vergißt Du denn ganz den Zauber Deiner Nähe, die ich so lange entbehren mußte? Nächstens mach' ich meinen Besuch, dann erwart' ich die Einladung, und für dies alles gieb mir den Kuß, den ich jetzt Deinen Lippen raube."

Und er drückte die Widerstrebende an's Herz und einen Kuß auf ihre Lippen.

Halb ohnmächtig sank sie auf den Baumstamm nieder; er ging, ein lustiges Lied trällernd, seines Weges.

Eine Zeit lang lag sie fast bewußtlos . . . das Brausen des Flusses unten tönte ihr in's Ohr so fern, so fern, wie der Nachhall einer längst verschwundenen selig unseligen Zeit. Dann sprang sie auf und schritt an den Rand des Abgrundes.

„Ein Sprung . . ." rief es in ihr „ein einziger Sprung und all mein Leid ist zerschellt!"

Da zog ein Krähenschwarm kreischend ihr zu

Häupten dahin . . . waren das die beutelustigen Vögel, die schon ein Opfer witterten? Sie bebte zurück vor dem Schauer der Verwesung.

Unerschütterlich fest standen die Felsen, zwischen deren Mauern sie hindurchschritt, unwandelbar, wie die That ihrer Jugend, die für sie zum Schicksal geworden . . . und so wandelte sie in der erdrückenden Enge, ein geknicktes Weib, einer Zukunft entgegen, voll Angst und Gefahr, vielleicht voll Schmach und Verzweiflung.

Breslau Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Gottschall, Rudolf <<von>>,

Verschollene Größen Roman

Bd.: 1

1886